

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

255 (31.10.1953) Sonntagsbeilage

Rolf Gustav Häbler:

EIN MANN SPRICHT VERSE

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt... der Tag ging regenschwer — die paar Worte, gegliedert und von einer dumpfen Schönheit, wollten nicht aus seinem Kopf. Er wußte: sie waren aus einem Gedicht, an den Namen des Dichters konnte er sich nicht mehr erinnern. Es war schon lange her, daß er diese Zeilen gelesen hatte. Und wieder vergessen.

Aber plötzlich waren sie da, die paar Worte, langsam und trüb und traurig, waren irgendwie da, als er die Treppe hinabstieg, die Haustüre öffnete und auf die Straße trat. Aus einem fremden Haus kam er, die Straße war ihm fremd, irgend eine Straße war es voll grauer und rußiger Mietkasernen.

Er hatte einen Bekannten besuchen wollen. Hatte an der Korridorüre geklopft. Niemand kam. Er klingelte wieder, fest, zweimal rasch nacheinander. Aber es blieb still. Da ging er, etwas ärgerlich zuckte er die Achseln. Und dann fielen ihm jene Worte des Dichters ein. Verfolgten ihn, monotone Silben aus dem Klang eines Halbvergessenen — übrigens war dieser Tag, ein Novembertag, genau so, wie der Dichter ihn mit den paar Worten beschrieben hatte: regenschwer und sturmbewegt.

Unschlüssig ging der Mann die Straße entlang. Eine Straßenbahn ratterte vorbei. Sein Blick blieb am Schild des Wagens hängen: „Friedhof“ stand darauf... Ach ja, ich bin in der Oststadt, da drüben liegt der Friedhof, der Gottesacker, dachte der Mann. Und im gleichen Augenblick fiel ihm das Wort „Grab“ ein und das Wörtlein „gewesen“ — ja, so hieß es in jenem Gedicht weiter: „Ich war an manch vergessenem Grab gewesen...“ Dann stockte er. Von wem nur war das Gedicht?

Der Mann beschloß, hinüber nach dem Friedhof zu gehen. Es war ja gleichgültig, wohin man bei diesem Wetter spazieren ging. Uebrigens hatte es ein wenig aufgehellt. Der Asphalt glänzte. Ein graublauer Himmel lag tief über den Häusern, böiger Wind wehte zuweilen aus dem Westen. Nach fünf Minuten stand der Mann am Friedhofstor. Rechts und links waren Geschäfte mit Blumen und Kränzen, mit Kreuzen und Grabsteinen. Auch der Tod ist eine Sache, von der die Menschen leben, dachte der einsame Spaziergänger und lächelte. Er fand, daß dieser Gedanke etwas Beruhigendes habe: Das Sterben wurde weniger wichtig; es reichte sich ganz selbstverständlich in das Leben ein.

Vor einem Blumenladen blieb der Mann stehen, die Hände in seinen nassen Regenmantel vergraben. Viel war da nicht zu betrachten: Astern und buntes Laub und Tannengrün. Drinnen im Geschäft befanden sich eine Dame in Trauer und eine ältere Verkäuferin, und sie unterhielten sich, man konnte es durch die Scheiben sehen. Sie redeten lebhaft und hatten es wichtig. Klatsch vermutlich, dachte der Mann, auch in Trauer klatschen die Leute gern, so sind sie. So sind wir alle...

Es war ein grauer trüber Tag, ein Tag des Uebelnehmens, der Verdrießlichkeit, der Unzufriedenheit — vielleicht formen Himmel, Wolken, Sonne oder Regen unsere Seele weit mehr als wir ahnen, überdachte der Mann, vor dem Fenster mit den traurigen Blumen.

Er ging durch das Tor des Friedhofs, ohne Blumen. Denn dieser einsame Mann hatte niemand da drüben, dem er hätte Blumen bringen können. Trotz dem schlechten Wetter sah er viele Besucher zwischen den Gräberreihen. Da fiel ihm ein, daß Allerseelen sei, Tag der Toten. Die Gräber waren geschmückt. Aber die nassen, kühlen, späten

Oktobertage hatten die bescheidene Pracht der Astern arg zerfetzt, das bunte Laub war entblättert und nur das Tannengrün trotzte dunkel und hart. Er sah sich einige Gräber an, mit der zufälligen Neugier eines Menschen, den diese Sache eigentlich nichts angeht. Da waren Statuen aus Marmor, Grabsteine aus geschliffenem Muschelkalk, Holzkreuze mit Perlenkränzen. Es ist nicht wahr, daß der Tod uns alle gleich macht, dachte er längerlich; sogar das Grab schneidert man noch nach Maß oder Konfektion.

An einer Ecke standen einige Männer in Uniform. Es waren Friedhofsbeamte. Sie trugen Mützen mit dem Wappen der Stadt, und an ihren langen, schwarzen Mänteln hatten sie große glänzende Knöpfe, die ebenfalls Wappen aufgedrückt zeigten. Der Tod ist offenbar eine wichtige städtische Angelegenheit, überlegte der Mann, und der Totengräber ist ein Beamter in Gehaltsklasse so- undsoviel, mit Pensionsberechtigung, bis auch er stirbt. Wie unromantisch: man stelle sich die Friedhofszene im Hamlet vor mit einem Totengräber in städtischer Uniform, er sieht aus wie ein Straßenbahnschaffner. Grotesk, nicht wahr?, sagte der Mann zu sich, etwas böseartig und ironisch, und zugleich ärgerte er sich über seine literarischen Gedanken. Aber dann lächelte er wieder: über diese Einfälle, über sich selbst, über den Tod. Es ist ganz gut, alle diese Dinge recht unsentimental zu sehen, es bleibt immer noch genug Schmerzliches, notierte der einsame Denker.

Mittlerweile war der zu solch mißmutigen



Allerheiligen — Allerseelen

mir bekannten Namen!“ Die Frau, die bisher ruhig weitergearbeitet hatte, erhob sich nun, hielt die erdigen Hände von ihrem schwarzen Kleid weit ab und schaute den Fremden überrascht an. „So — Sie haben meinen Mann gekannt?“

„Wie, das war Ihr Mann?“ fragte er. Nun, so konnte es nicht stimmen, jener Bekannte war nicht verheiratet gewesen. Der Fremde schaute erst jetzt die Frau näher an — eine Arbeiterfrau, die Frau eines kleinen Beamten vielleicht, taxierte er.

Es sei doch wohl ein Irrtum, meinte er zur Frau, sein Bekannter wohne da drüben, Lud-

Aber er wollte gar nichts. Es fing leise an zu rieseln. Nun hätte er sagen können: „Ach, es regnet — ich muß gehen, leben Sie wohl, alles Gute...“ Aber er blieb stehen. Er schaute das Kreuz mit dem bekannten Namen an, den regenschweren Himmel, die kärglichen Astern. Es war eine törichte Sache, das.

„Was mag die Frau nur von mir denken?“ überlegte der Mann. Dann blickte er wieder auf das Kreuz. Endlich kam ihm ein erlösender Gedanke. Nach seiner Art holte er weit aus: Er habe soeben etwas überlegt... ja, es wäre doch möglich, daß nicht ihr Mann, sondern sein Bekannter, der mit dem gleichen Namen, hier bestattet liege, nicht wahr, das sei doch mindestens denkbar? Sterben müssen wir alle, und keiner weiß, wann. Nun gut, in diesem Fall hätte er einen Kranz kaufen müssen, einen schönen Kranz mit Astern, buntem Laub und Tannengrün, wie man sie zur Zeit anfertigt, nicht wahr? Indessen, das sei ja erwiesen, sein Bekannter lebe noch, aber immerhin, möglich wäre es gewesen...

Kurz und gut: dieses Geld für den Kranz hätte er dann auch nicht mehr. Er wolle ihr deshalb diese kleine Summe schenken, sie könne das Geld sicher gut gebrauchen, mit ihren fünf Kindern... Und griff in die Tasche und holte einen Fünfmarschein heraus.

Die Frau schaute ihn unschlüssig an. Nun wußte sie erst recht nicht, was sie von ihm halten sollte. Sie rührte sich nicht. Sagte auch nichts.

Da ging er an das Grab und legte den Geldschein auf die Erde.

Was für ein dummes, sentimentales Getue mache ich da, ärgerte er sich, nickte der Frau kurz zu und ging weg. Und im Gehen brummelte er etwas vor sich hin, fast ohne es selbst zu bemerken, erst nach einiger Zeit stutzte er — ach, ja, es waren jene Verse von Lillencron, Detlev von Lillencron, den heute merkwürdigerweise kaum einer mehr kennt; und jetzt wußte er sie wieder:

*Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.*

*Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen.
Wie sturmetot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.*

Die Frau hatte dem fremden, merkwürdigen Mann im nassen Regenmantel, der um seine hagere Gestalt flatterte, still nachgesehen. Schüttelte dann leicht den schon etwas grauen Kopf und nam mit ihren erdigen, verarbeiteten Fingern den Geldschein vom Boden. Sorgfältig legte sie ihn in ihren abgegriffenen Geldbeutel.

Später Herbst

Von Ernst Falk

*Nun wird es Herbst. Die bunten Blätter lösen
Sich sachte von den wirren Zweigen los
Und fallen nieder in den heiligen Schoß,
Und alles spricht das eine Wort: Gewesen.*

*Auch du gehst nun von mir ins Unbekannte.
Das kurze Glück, das uns vereinte, war.
Verdämmernd grüßt es aus der stillen Schar
In der Erinnerung märchenhaftem Lande.*

Anmerkungen aufgelegte Mensch in jenen Teil des Friedhofs gelangt, wo die frischen Gräber lagen. An einem der Hügel kniete eine ältere Frau und machte sich mit dem Blumenschmuck zu schaffen. Der Mann blieb in der Nähe stehen, ohne ersichtlichen Grund. Die Frau schaute schräg über die Achsel und wandte sich wieder ab. Er fühlte sich verpflichtet, etwas zu sagen: „Das macht Arbeit, so ein Grab, nicht wahr?“

Die Frau antwortete nur ein kurzes Ja und schweig dann. Da fiel er das Holzkreuz näher in seinen Blick und erschrak. Auf dem Holz stand der Name jenes Bekannten, den er hatte besuchen wollen, auch der Vorname stimmte. Aber die Frau am Grab, nein, die kannte er nicht. Er trat einen Schritt näher. Die Frau blickte erstaunt auf und sah ihn unsicher an.

„Ach, entschuldigen Sie“, sagte er und deutete auf das Kreuz, „ich lese hier einen

wigstraße 48... Die Frau schaute ihn mißtrauisch an. Nein, dort wohne sie nicht, erwiderte sie. Was dieser seltsame Mensch da nur von ihr wollte? Und die Geschichte mit dem Namen glaubte sie nur halb.

Der seltsame Mensch kam in große Verlegenheit. Er schwieg, blieb aber stehen. Wieder sprangen ihm jene Worte des Dichters an... zu dumm, ärgerte er sich. Von, ja, von Lillencron war das Gedicht, nun fiel es ihm ein. Um aber nicht einfach wegzulaufen, fragte er die Frau, ob sie Kinder habe.

Ja, fünf. Der Älteste fünfzehn Jahre“.

Da sei es wohl schwer für sie, jetzt, meinte der Mann weiter.

Zögernd antwortete die Frau: Gewiß sei es nicht leicht, sie habe nur eine kleine Rente, immerhin, es gehe. Und dann schwieg sie. Sie hätte ihm am liebsten gesagt, er solle machen, daß er weiterkomme. Was der überhaupt wollte?

Das Kinderzimmer sei luftig und sonnig

Fehler in der Pflege unserer Kleinen

Kleine Ursachen — große Wirkungen! Das gilt im besonderen bei der Pflege der Kleinkinder. Die noch zarten und empfindlichen Organe werden schon durch geringe Schädigungen arg gefährdet, die weichen und noch sehr biegsamen Knochen können dadurch Mißbildungen erleiden. Man muß immer bedenken, daß der Säugling ein vollkommen hilfloses Wesen ist, das ganz auf die Obhut und richtige Behandlung der Erwachsenen angewiesen ist.

Das Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß die Hände der Mutter, das Bettchen, der Kinderwagen, überhaupt alle Gegenstände, mit denen das Kleinkind in Berührung kommt, vollkommen sauber sind. Den Fußboden wische man stets auch naß auf, damit der kleine Erdenbürger mit seinen zarten Atmungsorganen nicht unnötig Staub schluckt. Das Kinderzimmer soll luftig, hell und sonnig sein und bei Neugeborenen eine Temperatur von 22 Grad Celsius aufweisen. Bei größeren Kindern kann man entsprechend heruntergehen.

Das Kind muß täglich gebadet werden; beim Auswischen der Augen ist Vorsicht nötig. Das

Küssen auf den Mund unterlasse man der Bazillengefahr wegen ganz. Auch sollen die Kinder zuerst nicht sitzend getragen werden, sondern in waagerechter Lage. Dadurch wird man Verkrümmungen der Wirbelsäule vermeiden. Überhaupt ist ratsamer, den Säugling lieber nach dem Einwickeln und Tränken in seinem Bettchen allein zu lassen; er ist ein zu zartes Wesen und möchte lieber seine Ruhe haben, als immer in falscher Lage auf dem Arm spazierengetragen zu werden. Das kleine Köpfchen ist ihm noch zu schwer, und er vermag es kaum allein zu halten. Sehr ratsam ist es, den Säugling so früh wie nur möglich auf den Bauch zu legen, und zwar ohne Kopfkissen. Sie werden nun ihre ganzen Kräfte zusammennehmen und versuchen, das Köpfchen hochzuheben; das stärkt die Wirbelsäule.

Nur keine übertriebene Ängstlichkeit, wenn das eine Kind langsamer gedeiht als das andere! Die Kinder sind nicht alle gleich. Wenn man sie mit Macht zu diesem oder jenem zwingen will, so erreicht man damit höchstens, daß sie nervös und überempfindlich werden.
Bärbel Mertens

Wir Frauen sind doch bessere Autofahrer

Jedenfalls beweist dies eindeutig die Statistik

Beinahe jeder hat schon einmal die Geschichte von der zerstreuten Frau am Steuer gehört, die den Verkehr an einer starkbefahrenen Kreuzung aufhält. Ein Verkehrspolizist nähert sich: „Das Licht war rot, grün und gelb, gnädige Frau. Was ist denn los? Haben wir denn keine Farbe, die Ihnen gefällt?“

Ein rundes tausend lässlicher Witze, die von den Männern weiterverbreitet werden, haben mich angeregt, die Feder in die Hand zu nehmen. Ich bin eine Frau. Ich fahre einen Wagen. Und ich möchte allen Männern sagen, daß sie nicht besser Auto fahren als Frauen.

Drei Frauen, deren „Fahrvergangenheit“ erstklassig ist, fragten in ihrem Bekanntenkreis alle Männer, ob sie in einem Auto lieber von einem Mann oder einer Frau gefahren werden wollten. Bezeichnenderweise fand sich kein einziger Mann, der bereit war, zuzugeben, daß eine Frau eine gute Autofahrerin sein könne.

Die Männer lassen sich einfach nicht überzeugen. Wie man es aber auch wenden will, die Statistiken beweisen es, der Mann ist kein Vorbild auf den Straßen. Die Tatsache läßt sich nicht umgehen, daß Frauen sicherere Autofahrer sind und weniger Unfälle verursachen als Männer.

Die Versicherungsgesellschaften betrachten offensichtlich das weibliche Geschlecht als nicht mehr gefährdet als das männliche, da sie die Wagen der Frauen zu den gleichen Prämien versichern, die sie bei Männern verlangen.

Warum kommen Frauen in den Unfallstatistiken so gut weg? Ein Grund ist natürlich, daß sie weniger Kilometer fahren als Männer und daher nicht so stark den Möglichkeiten eines Unfalls ausgesetzt sind. Aber selbst wenn man dies in Betracht zieht, haben die Männer prozentual mehr Unfälle. Man sollte meinen, daß mehr Fahrpraxis größeres Fahrgeschick und weniger Unfälle bedeutet. Welt gefehlt! Je mehr ein Mann fährt, desto waghalsiger und leichtsinniger wird er.

Ein weiterer Grund ist der, daß Frauen mehr Respekt vor Autorität zeigen. Im allgemeinen

beobachten Frauen die Gesetze besser als Männer und zeigen ein aufgeschlosseneres Benehmen gegenüber Verkehrsordnungen.

Dutzende von Fahrlehrern bekennen freimütig, daß weibliche Fahrer den Männern zwar nicht ebenbürtig sind, aber sie sind oft viel, viel besser. Es stimmt, daß manche Frauen nervöser sind als Männer, besonders bei Fahrprüfungen, aber, wie es ein Fahrlehrer ausdrückte: „Nervöse Leute geben im allgemeinen die besten Fahrer ab, einfach weil sie die ganze Zeit im Alarmzustand sind.“

Jedermann müßte also zugeben, daß Frauen wenigstens ebenso gut fahren wie Männer. Aber werden die Männer es zugeben? Wir wagen kaum, es zu hoffen.

Patricia

Frau Meyer kam sehr nachdenklich nach Hause

Sie wollte sich eine „Vertrauensstellung“ suchen

Frau Meyer hatte in den letzten Jahren oft darüber geseufzt, daß ihr Mann die Stunden für Entspannung und Schlaf immer kürzer bemessen mußte, daß wichtige Geschäftsverabredungen immer häufiger einen geplanten Theater- oder Freundesbesuch zunichte werden ließen. Aber sie tröstete sich damit, daß die Arbeit ja auch mal wieder weniger werden würde. Dann sollte ihr Mann sich natürlich gründlich erholen, irgendwie würde das Geld für eine Kur dann schon zusammenkommen.

Ja, und nun war Herr Meyer ganz plötzlich gestorben! Ein tragischer Fall, sagten alle Leute, die Meyers kannten. In Wirklichkeit ahnte niemand, wie schwierig die Situation war, der die nun verwitwete Frau Meyer sich plötzlich gegenüber fand. Vermögen oder eine Versicherung, die ihr ein wenn auch bescheidenes Einkommen garantiert hätten, waren nicht vorhanden. Das Geld war immer so ausgegeben worden, wie es einkam; man hatte zwar oft

vom „Sparen“ gesprochen, aber stets war dann doch irgendeine Anschaffung für nötiger gehalten worden. Wer hatte auch an einen so frühen Tod gedacht!

Doch ein Ausweg mußte gefunden werden, und bald war sich Frau Meyer darüber klar: sie mußte nun selbst arbeiten. Da sie keine Berufsausbildung hatte, fand sie nur eine Lösung: sie mußte sich eine „Vertrauensstellung“ suchen. „Natürlich, eine Vertrauensstellung“, sagten auch die Freundinnen, „Sie sehen gut aus, eine gepflegte Frau, dezent und schlicht gekleidet, sowas wird immer gesucht! Als Aufsicht im Kaufhaus, Empfangsdame im Hotel, in einem Modesalon oder Juweliengeschäft, — ach, es gibt ja so viele derartige Posten, das bißchen Fachwissen eignen Sie sich schnell an. Berufen Sie sich nur auf uns, wir bestätigen Ihnen gern, daß Sie vertrauenswürdig und umsichtig sind. Und Ihre Allgemeinbildung ist ja gut genug, können Sie nicht auch ein bißchen Englisch? Na also, es wird schon klappen!“

Leider klappte es durchaus nicht. Bei wem immer auch Frau Meyer sich meldete, wohin immer auch sie zu persönlicher Vorstellung ging — überall verlangte man Vorkenntnisse. In den Verkaufsbetrieben wurde ihr Fachwissen unter die Lupe genommen, — die Aufsichtsdame muß schließlich besser beschlagen sein, als die Verkäuferin! Auch als Empfangsdame hielt man sie für nicht geeignet, weil sie keine Erfahrung in der psychologischen Behandlung von Gästen und Kunden besaß, weil ihr fremdsprachlicher Wortschatz minimal sei, und so fort. Und schließlich sagte ihr der Chef eines großen Betriebes den wichtigsten Grund für die Ablehnung: „Sehen Sie, man kann nicht einen der so selten frei werdenden Aufstiegsposten mit einer Außenseiterin besetzen. Ich habe hier viele langjährig geschulte Kräfte, deren höchstes Ziel eine solche Position ist. Es wäre unfair — und unklug obendrein, denn es gäbe eine Palastrevolution.“

Von dieser Unterredung kam Frau Meyer

sehr nachdenklich nach Hause. Sie konnte sich der Richtigkeit der dargelegten Gründe nicht verschließen. Vielleicht wird sie es trotz allem schaffen, eine Stellung zu finden. Aber wenn, dann nur, weil sie rechtzeitig erkannt hat, daß Vertrauenswürdigkeit in jedem Beruf ausschlaggebende Voraussetzung, in keinem aber ausschließlich Basis ist. Vertrauenswürdigkeit, in die Waagschale geworfen, stellt nur eben die Balance her. Will man den Zehler zu seinen Gunsten zum Ausschlag bringen, muß man ein Bündel Fähigkeiten mit dazu legen können.

Tüchtig wie Frau Meyer ist, wird es ihr gelingen, sich diese Fähigkeiten anzueignen, indem sie irgendwo „ganz von vorne“ anfängt. Daß man sich auf sie verlassen kann, wird ihr dann weiterhelfen! Dr. Gerda Dettmann

Kurz und lustig

UNSER BUNTES MOSAIK

Als bestes Mittel, unerwünschten Lärm aus der unteren Etage zum Verstummen zu bringen, empfiehlt Mrs. Watkins aus Brentford (England) allen Frauen Stöckelschuhe. Ein halbstündiger Marsch mit festem Tritt habe noch jedesmal geholfen.

„Weil ihr Vater sie beim späten Nachhausekommen zurechtgewiesen hatte, rannte die 17-jährige Millionärstochter Gail Wisner aus Summit (New Jersey) in Strümpfen fort. In Chicago nahm sie eine Stelle als Stenotypistin an, was die Eltern wieder aussöhnte.“

Die in Salzburg stationierte 70. US-Pionierkompanie hat beschlossen, jeden Monat 150 Schilling zu sammeln. Das Geld erhält die 15-jährige Trude Knoll, damit sie das Lehrerinnen-Seminar besuchen kann.

Das Haar — Zierde und Schmuck der Frau

DUFTIG UND GLÄNZEND MUSS ES SEIN

Das Haar ist der schönste Schmuck der Frau. Doch am nötigsten, duftig und glänzend muß es sein, einen gefälligen Rahmen soll es bilden, der die verborgenen Reize des Gesichtes hervortreten läßt aus ihrer Anonymität. — Es gibt nur einen Weg, um zu schönen Haaren zu gelangen, das einzige Mittel, um sie gesund, seidenschweich, geschmeidig und leicht frisierbar zu erhalten, ist, sie morgens und abends kräftig und gründlich zu büsten. Wichtig ist es, daß man dazu eine sehr gute Bürste verwendet. Das Durchbürsten der Haare besteht nicht darin, daß man diese möglichst flach an den Kopf bügelt, wie es die meisten Frauen tun, sondern im Gegenteil darin, daß man von der Haarwurzel nach der Spitze, am besten, indem man mit dem Kamm einen Scheitel nach dem anderen zieht und so Strähne um Strähne durchbürstet. Nun wird der Kopf vorgebeugt, daß das



Haar frei hängt und nochmals energisch durchgebürstet werden kann. — Normales Haar sollte alle acht bis zehn Tage gewaschen werden. Am besten wäscht man die Haare mit einer der guten alkalischen Cremes, die es zu kaufen gibt, oder mit 2—3 Eigelb. Das Eigelb bleibt in den Haaren, bis es eingetrocknet ist und wird dann gründlich mit warmem Wasser ausgespült. Beim Haarwaschen wird die Kopfhaut gleichzeitig tüchtig massiert, um die Blutzirkulation anzuregen und tote Hautzellen zu entfernen. Wenn man Schuppen hat, muß man die Kopfhaut vor der Haarwäsche mit feinem Kochsalz massieren. Um das Wachstum der Haare zu fördern und ihnen Geschmeidigkeit und Glanz zu verschaffen, kochen Sie in einem Liter Wasser 275 g getrocknete Salbeiblätter und 10 g Rosmarin. Lassen Sie den Aufguß drei Tage lang ziehen und rühren Sie von Zeit zu Zeit um. Filtern und mischen Sie die gewonnene Flüssigkeit mit einem Viertelliter Rum. Massieren Sie sich die Kopfhaut drei Wochen lang jeden dritten Tag mit



dieser Lösung. Fettiges wächst man mit einer Abkochung von Panamarinde, der eine kleine Messerspitze Hirschornswurz zugesetzt wird. — Die guten Eigenschaften der Brennnesseln als Haarpflegemittel sind allgemein bekannt. Sie können sich nach folgendem Rezept ein ausgezeichnetes Haarwasser herstellen. Eine Handvoll Brennnesselkraut wird in einem Liter Wasser gekocht, bis die Flüssigkeit zur Hälfte eingekocht ist. Verwenden Sie die auf diese Weise gewonnene Flüssigkeit zur Kopfmassage.

153 a



Selleriesalat mit Rosenkohl

Schmackhafte Gerichte aus einer aromatischen Knolle

Abwechslung heißt das Zauberwort auf unserem Küchentisch. Versuchen wir es einmal mit Sellerie, der jetzt besonders gut und aromatisch schmeckt.

Sellerie im Reisrand

Eine Sellerieknolle wird in Würfel geschnitten und in Salzwasser weichgekocht. Einen Teil des Suds verwendet man zum Kochen von Reis, der in eine Ringform gefüllt und auf eine Platte gestürzt wird, während man einen Teil der Brühe zum Kochen einer sämigen Tunke aus Fett, Mehl, etwas Milch und Muskatnuß benutzt, in die man die gekochten Selleriewürfel mischt. Das Selleriegemüse wird in den Reisring gefüllt und mit Petersilie oder Schnittlauch bestreut.

Selleriesalat mit Rosenkohl

Eine in Streifen geschnittene Sellerieknolle sowie 500 g geputzter Rosenkohl werden getrennt in Salzwasser weichgekocht. Zur Salatsauce verührt man zwei Eßlöffel Öl mit einem Eßlöffel Mehl, erhitzt und dünstet hell, gießt mit einem Viertelliter Milch und etwas Selleriekochbrühe auf, würzt mit Salz, Essig, Kapern, Schnittlauch und vermischt das Gemüse damit. Man richtet den Salat mit Scheiben von Salzgurken an, auf die man in Streifen geschnittenen Käse legt.

Fisch in Selleriesoße

Seefisch wird in schöne Stücke geschnitten, bemehlt und gesalzen und in einer Pfanne in etwa 5—6 Minuten in heißem Öl oder Fett gar gebraten. Eine kleine Sellerieknolle schneidet man in zündholzdicke Streifen und kocht diese mit Salzwasser bedeckt in etwa 5—8 Minuten weich. Aus 40 g Mehl und einem Viertelliter Milch kocht man eine dicke Soße, verdünnt mit etwas Selleriesud, mischt die Selleriestreifen darunter und gibt diese Selleriesoße über die in einer Schüssel angeordneten Fischstücke. Man überstreut mit gehacktem Schnittlauch.

Sellerie-Kroketten

Eine mittlere Sellerieknolle und 250 g Kartoffeln werden gewaschen, geschält, zerteilt und getrennt in Salzwasser weichgekocht. Beides wird dann durch ein Haarsieb gestrichen und mit einer Tasse heißer Milch, zwei Eßlöffel Butter, und etwas Salz und Pfeffer vermengt. Das Ganze wird auf dem Feuer geschlagen, bis es trocken ist, 1—2 Eigelb daruntergerührt und weitergeschlagen, bis das Püree recht steif ist. Nach dem Erkalten werden Klößchen oder Kroketten aus der Masse geformt, in Weckbrösel gewendet und schwimmend in Fett herausgebacken. Grüner Salat schmeckt sehr gut dazu.



Der hölzerne Tod jagt die Krokodile

800 Meter über dem Meeresspiegel und rund 100 km östlich vom Tanganjika-See im ehemaligen Deutsch-Ostafrika liegt das Eldorado der afrikanischen Krokodile, der Rukwasee. Die gefräßigen, bis zu fünf Meter langen Reptilien leben mit zahlreichen Nilpferden in einer Art notgedrungener Kampfgesellschaft zusammen und haben sich derart vermehrt, daß die Regierung jetzt sogar für den Abschluß Propaganda macht. Die eigenartigen Jagdmethoden wurden von den Eingeborenen übernommen. Obwohl seit Jahren ausreichend Schußwaffen vorhanden sind, ist es Ehrensache, die Tiere zu harpunieren. Gewöhnlich fährt ein uralter Kutter mit einer Plottille höchst jährechter Kanus aus. Die primitiven Boote fahren im Halbkreis auf und treiben eine Herde Krokodile und Nilpferde in irgendwelcher der vielen flachen Buchten zusammen. Während die Nilpferde wie eine Panzerkolonne stur weiterziehen, werden die Krokodile plötzlich aufgeregt, schließen sinnlos hin und her und gleiten auch über die Rücken der Dickhäuter hinweg. Langsam schieben sich die Boote bis auf zwei Meter an die zusammengedrängten Tiere heran.

Vorn steht Ali, der schwarze Harpunier (Bild oben rechts). Eine glatte Stange, etwas dicker als ein Speer, mit Wider-

haken an der Spitze ist außer einem rasierkliegenschart geschliffenen Haumesser seine einzige Waffe. Eine Kokosleine ringelt sich um den Schaft.

Hinter Ali steht der weiße Jäger Oliver Milton mit einem Reservewurfhaken bereit. Alle sehen gespannt auf Ali und den Alligator, den er aufs Korn genommen hat. Trifft er das Krokodil nicht beim ersten Wurf so, daß die Harpune festsetzt, kann die ganze Jagd für die Bootsbesatzung recht ungemütlich werden. Ein Schlag mit dem knochenharten Schwanz zertrümmert mit Leichtigkeit die Planken des Bootes. Mancher Jäger mußte dabei schon sein Leben lassen.

Glückt ein Fang, dann wird das in langer Verfolgungsjagd ermattete Tier an der Harpunenleine Hand über Hand herangezogen und buchstäblich totgeschlagen. Mit Geschrei und Hallo zieht die Besatzung den toten Feind schließlich ins Boot (oben links).

Auf unserem nebenstehenden Bild riß die Leine von Alis hölzerner Harpune. Blitzschnell hat Jäger Milton einen kurzen eisernen Widerhaken mit einer zweiten Leine auf das bereits schwer getroffene tauchende Krokodil geworfen. Die Gefahr ist vorüber und die Beute sicher.

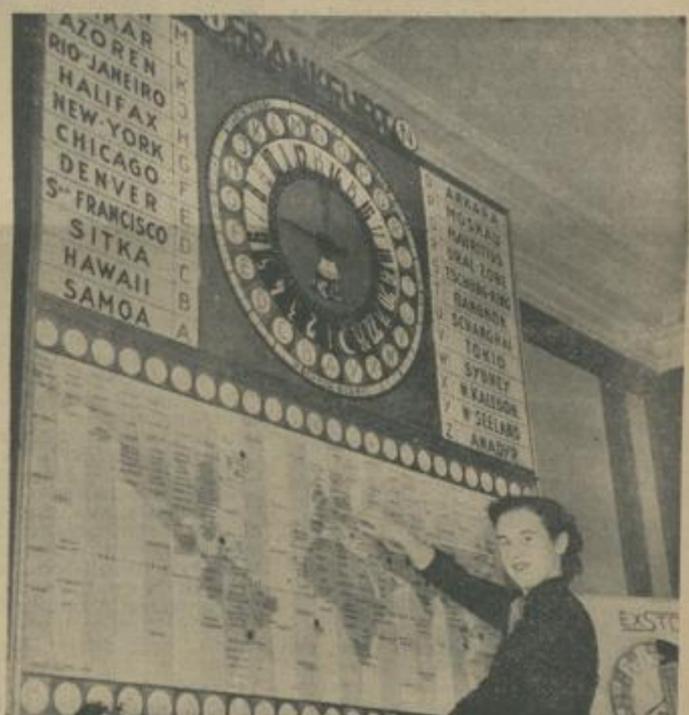
Copyright: Transpress



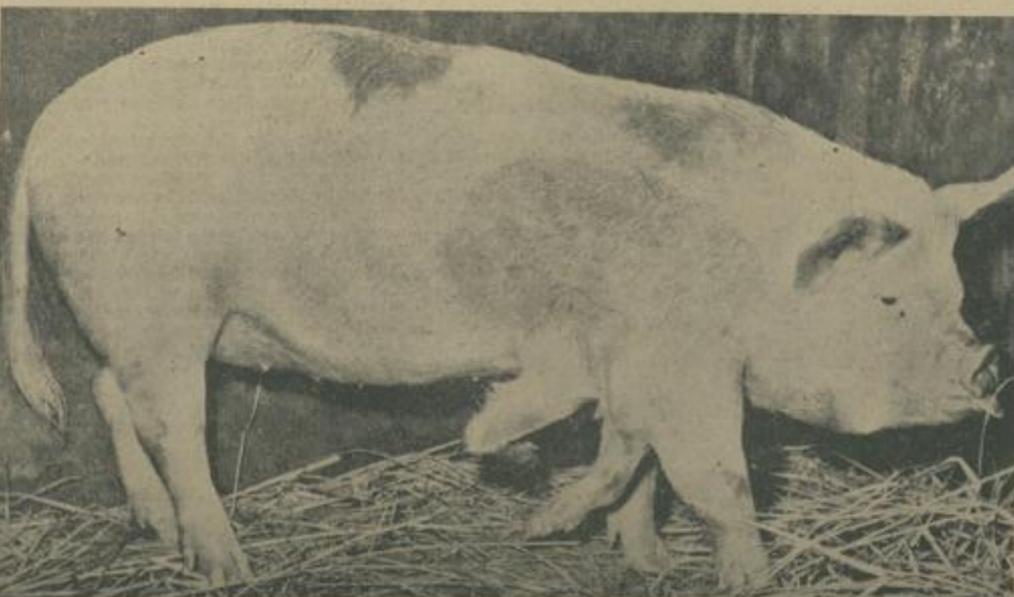
Das Leben geht weiter im Uberschwemmungsgebiet von Kalabrien. Tausende wurden obdachlos. Aber aus den Ruinen der von den Fluten zerstörten Häuser suchten sie sich verschonte Habseligkeiten zusammen, um wieder von vorn anzufangen, den Gewalten der Natur zum Trotz.



Das Wundermädchen von Mercara in Indien lebt nun schon seit mehr als einem Jahr ohne Wasser und ohne jegliche Nahrung. Dabei fühlt sich die 18jährige Dhanalaxmi durchaus wohl. Sie macht den Eindruck eines völlig gesunden, fröhlichen und aufgeweckten Menschen. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr aß Dhanalaxmi tüchtig. Dann ließ ihr Appetit plötzlich nach und zwei Jahre später fastete sie bereits 22 Tage. Seit über einem Jahr nimmt sie nun gar nichts mehr zu sich und selbst eine Zwangsernährung lehnte der Körper ab. Die indische Regierung hat einen Preis von 1200 Mark für den Wissenschaftler ausgesetzt, der das Geheimnis der lebenserhaltenden Kraft des Mädchens ergründet.



Eine Uhr für die ganze Welt haben die deutschen Siemenswerke jetzt fertiggestellt. Die Menschen, die heute mit dem Flugzeug Kontinente in wenigen Stunden überbrücken, kommen mit den normalen Uhren nicht mehr aus. Die Weltzeituhr zeigt nun Minuten, Stunden und Tage für alle Orte der Erde. Die Zeitzonen sind durch Buchstaben gekennzeichnet. Innerhalb des Buchstabenkreises dreht sich die Stundenkala und in der Kreismitte der Minutenzeiger. In dem Fenster unterhalb des Zeigermittelpunktes werden jeweils die Tage angezeigt. Zur Kennzeichnung der Wochentage wurden astronomische Zeichen unter Einfügung der Zahlen 1 bis 7 (von Sonntag bis Sonnabend) benutzt. Unser Bild zeigt die Weltzeituhr, die in Frankfurt um 13.45 Uhr deutscher Zeit aufgenommen wurde. Mit einem Blick läßt sich ablesen, daß es in diesem Augenblick in New York 7.45 Uhr oder in Tokio 21.45 Uhr geschlagen hat.



Jolanthe auf sechs Haxen wurde in Niigata (Japan) geboren. Das sechsbeinige Tier wuchs prächtig heran und wurde kürzlich zum Schlachten nach Tokio gebracht. Dort erregte das arme Schwein aber sowie Aufmerksamkeit, daß man beschloß, es im Interesse der Wissenschaft leben zu lassen. Jolanthe ist sieben Monate alt und wiegt etwa zwei Zentner.



Die Berliner aus Hannover, Grethe Weiser, beging in diesen Tagen ihr 25jähriges Bühnenjubiläum. Auf unserem Bild feiert sie dieses Ereignis mit Ida Ehre, der Intendantin der Hamburger Kammerspiele.

Heroin ist eines der stärksten Rauschgifte und die Endstation derer, die süchtig geworden sind, und bei denen schwächere Gifte schließlich nicht mehr die gewünschte Wirkung hervorrufen.

In der Hand eines verantwortungsvollen Arztes ist Heroin unter Umständen ein wertvolles Schmerzmittel, das jedoch nur in Sonderfällen angewendet wird, und auch dann nur in verdünnter Form, in den Händen von Verbrechern kann das harmlos aussehende weiße Pulver zu einer furchtbaren Waffe werden.

Die Verbindungen der illegalen Rauschgift-händler, die Milliarden an ihrem gewissenlosen Geschäft verdienen, reichen bis in fast alle Teile der Welt. Der Kampf gegen sie wird in Hamburg und Berlin ebenso erbittert geführt, wie in Marseille, New York oder London.

Nur ein verschwindend geringer Teil der verderblichen Ware kann rechtzeitig beschlagnahmt werden, denn die Behörden sind trotz größter Anstrengungen nahezu machtlos. Gelingt es aber einmal, eine größere Menge des weißen Pulvers sicherzustellen, dann führt die Spur fast immer nach Peking.

Daß jemand in Amerika Bücher und Zeitschriften aus Hongkong bekommt, gehört schon längst nicht mehr zum Alltäglichen. Als Miss Hayes, eine Aushilfskraft in einem kalifornischen Postamt, vor wenigen Monaten eine derartige Sendung aussortierte, wurde sie neugierig. Zwar gehörte es nicht zu ihren Aufgaben, die Bücher genauer anzusehen, aber die Neugierde war stärker als die Dienstvorschriften. Miss Hayes staunte nicht wenig, als sie die Blätter umschlagen wollte und feststellen mußte, daß der Absender die Seiten säuberlich zwei Zentimeter von den Rändern entfernt ausgeschnitten hatte. In den so entstandenen Hohlraum war ein flacher Pappkarton eingefügt. Aus Kriminalromanen, die sie gelesen hatte, wußte sie, daß Agenten und Schmuggler sich hin und wieder dieser einfachen Methode bedienen, um Geld oder Dokumente unauffällig zu versenden. An die Möglichkeit einer Höllenmaschine wagte sie kaum zu denken, obwohl ihr auch dieser Gedanke blitzartig durch den Kopf ging. Miss Hayes benachrichtigte sofort ihren Vorgesetzten. In Gegenwart mehrerer Beamten wurde der Karton geöffnet. Er enthielt nichts weiter als ein weißes Pulver, das man für Staubzucker hätte halten können, wäre es nicht aus Hongkong gekommen.

Der Postvorsteher informierte umgehend das Bureau of Narcotics, die amerikanische Rauschgiftbehörde, denn er ahnte, daß es sich bei der Sendung nur um Rauschgift handeln könne. Die Analyse ergab, daß es Heroin war, 650 Gramm insgesamt. In der amerikanischen Unterwelt zählt man dafür nicht weniger als 100 000 Dollar.

Inzwischen waren zwei Beamte des Bureau of Narcotics eingetroffen. Sie sollten den Empfänger der Buchsendung, einen gewissen Mr. Gee, verhaften, falls er so leichtsinnig wäre, das Paket — als Adresse war „postlagernd“ vermerkt — selbst abzuholen.

Tagelang warteten die Agenten auf den verabredeten Wink des Postbeamten. Als sie schon die Hoffnung aufgeben wollten, kam Mr. Gee. Er versuchte zu fliehen, wurde aber nach kurzem Kampf überwältigt.

Mr. Gee hieß natürlich anders, und er war nicht gerade sehr gesprächig. Er hätte auch nicht viel sagen können, jedenfalls nicht mehr, als die Chemiker bereits in Erfahrung gebracht hatten. Man kann nämlich schon aus der Analyse und den Reinheitsgrad der „Ware“ mit ziemlicher Sicherheit feststellen, woher sie stammt. Ist sie hochprozentig rein, und das war hier der Fall, dann stammt sie meist aus Rotchina, darauf deutete außerdem schon der Poststempel Hongkong hin. Der Mann, der den Rauschgifthandel in Rotchina leitet, ist Po Yi-Po.

Der König des Rauschgift Handels

Po Yi-Po ist bei den Rauschgiftbehörden der westlichen Welt bekannter als in Peking, wo er sein Hauptquartier hat. Die Hoffnung, seiner habhaft zu werden, hat man längst aufgegeben. Er betreibt ein Milliardengeschäft vom Schreibtisch aus und denkt nicht daran, ins Ausland zu reisen und sich dadurch der Gefahr einer Festnahme auszusetzen.



POSTSTEMPEL HONGKONG RAUSCHGIFT AUS ROTCHINA

Der Chef des amerikanischen Rauschgiftdezernats und seine Männer kämpfen einen Kampf gegen Schemen, gegen unfaßbare Gegner. Jedes Jahr werden große Mengen Rauschgifte in die USA geschmuggelt. Nur drei bis vier Prozent können rechtzeitig konfisziert werden, der Großteil erreicht seinen Bestimmungsort — die Unterwelt der amerikanischen Großstädte. Die Rauschgiftquellen des Fernen Ostens scheinen unerschöpflich; sie entziehen sich jeder Kontrolle.

Seit Ausbruch des Korea-Krieges bedienen sich die Schmuggler mit Vorliebe amerikanischer Truppentransporter und Urlaubersflugzeuge, die zwischen Japan und den USA verkehren, denn sie wurden nur oberflächlich kontrolliert. Aufmerksam darauf wurde man erst, als eine Stichprobe an Bord des Schlachtschiff-

führen. Wer in den Mohnfeldern arbeitet, hat eine besondere Uniform zu tragen. Kommissare und Spitzel überwachen jedes Feld. Wer auch nur ein einziges Gramm Rohopium für sich behält, wird als Volksfeind zum Tode verurteilt. Der Mann, der diese Organisation aufgebaut hat, ist Po Yi-Po.

Etwa 4 000 staatlich lizenzierte Schmuggler bringen die „Ware“ über die Grenze. Erste Station ist Südkorea oder Japan. Jeder der Schmuggler hat ebenfalls genau abzurechnen.

Die Behörden sind machtlos

In den japanischen und südkoreanischen Städten blüht das Rauschgiftgeschäft. Viele Taxifahrer, Kellner, Dirnen, und sogar einige Soldaten verschaffen sich durch den Weiterverkauf einen lohnenden Nebenverdienst.



DEM RAUSCHGIFT VERFALLEN

In den Opiumböden des Fernen Ostens sieht man immer wieder solche Bilder. Das Rauschgift, Heroin und Opium, schenken Stunden vorübergehenden Vergessens. Doch furchtbar ist das Erwachen. An Leib und Seele krank werden die Opfer jener Sucht nur zu leicht willfährige Werkzeuge von Verbrechern.

Weihnachtsbesuch bei den Truppen in Korea, erklärte er im vergangenen Januar in New York, die Zahl der amerikanischen Soldaten, die dem Rauschgiftgenuss verfallen seien, sei erschreckend hoch. Selbst die harten Strafen der Militärgerichte hätten keine wesentliche Besserung hervorgerufen. Es sei an der Zeit, daß man entsprechende Maßnahmen ergreife.

Die größte Gefahr aber liegt darin, daß Heroin in Ostasien rein gehandelt wird, während die vielen Zwischenhändler in den USA und Europa es vorher erheblich „verdünnten“. Wer an reines Heroin gewöhnt ist, kann erfahrungsgemäß kaum noch geheilt werden. Nur zu leicht wird der süchtige amerikanische Soldat nach seiner Entlassung zum Verbrecher werden, einem willenlosen Opfer in der Hand von Agenten, einer Gefahr für sein Land.

Langsam begann man, die Situation im richtigen Licht zu sehen. Mao hat im illegalen Rauschgifthandel eine Waffe gefunden, die bei weitem gefährlicher ist, als seine moderne Luftwaffe. Jeder Süchtige unter den Alliierten ist, ohne es zu wissen, sein Verbündeter.

Eine teuflische Waffe

Vor drei Jahren hat die Peking Regierung den Amerikanern einige hundert Tonnen Opium angeboten. Washington war nicht interessiert. Monate später wollten die Rotchinesen den Briten 500 Tonnen Opium liefern, aber auch London lehnte ab. Niemand hatte bis dahin gewußt, daß ein Land der Welt soviel Opium zur Verfügung hat.

Für die Rauschgiftagenten begann damals eine unruhige Zeit. Sie wußten, daß versucht werden sollte, die 500 Tonnen auf den illegalen Markt zu bringen. Etwa 22 Tonnen konnten beschlagnahmt werden, der Rest hat aller Wahrscheinlichkeit nach sein Ziel erreicht.

Der Profit an diesem skrupellosen Handel läßt sich nur annähernd bestimmen. 500 Tonnen Opium werden legal für etwa 60 Millionen Mark gehandelt, in „Fachkreisen“ der Unterwelt sind sie mindestens zehnmal soviel wert.

Eine amerikanische Untersuchungskommission kam schließlich zu der naheliegenden Vermutung, daß Mao den Krieg in Korea zum größten Teil durch den illegalen Verkauf von Rauschgiften finanziert habe. Diese so phantastisch klingende Behauptung ist durch Zahlenmaterial untermauert.

Die Käufer aber waren — und das ist das erschütternde Fazit, das man aus dem Bericht des Untersuchungsausschusses ziehen muß — zum großen Teil Angehörige der Nationen, die in Korea gegen Maos Soldaten gekämpft haben.

Der Mann, der sich diese teuflische Waffe ausgedacht hat, der ihren Einsatz leitet, Po Yi-Po, gewinnt in Rotchina zusehends an Macht. In Zeitungsartikeln preist er die Errungenschaften des neuen Regimes, dem es unter anderem gelungen sei, in den drei ersten Jahren der Regierung unter Mao über zwei Millionen „Banditen“ zu liquidieren.

Ihn stört es nicht im geringsten, daß Rotchina die internationalen Abmachungen über die Rauschgiftkontrolle in kaum zu überbleibender Weise verletzt hat, denn in Peking kann ihm nichts passieren.



„ACHTUNG!

POLIZEI-STREIFE!“

Die Koreaner scheinen kein ganz reines Gewissen zu haben. Schon manche Razzia in südkoreanischen Städten führte zur Beschlagnahme von Rauschgiften, die aus Rotchina herübergeschmuggelt wurden. — Schon bevor Mao-tse-tung das rote Regime in China aufrichtete, war dort das Rauschgiftlaster so verbreitet, daß man, um dem Opiumgenuss entgegenzutreten, verbot, Abnahmefakeln zu errichten, wenn opiumsüchtige Männer gestorben waren. Für den Chinesen galt es als größtes Unglück, zu sterben, ohne daß für ihn gebetet wurde. Auch hier kontrollierten Polizisten die Durchführung der Verordnung.

tes „Missouri“ Heroin im Wert von über zwei Millionen Mark zutage brachte.

Wer ist nun der geheimnisvolle Po Yi-Po, der Mann, der die Fäden des Rauschgift Handels in den Händen hält und gegen den der berühmte Lucky Luciano nicht viel mehr wie ein kleiner Hausierer ist? Wie kann er noch heute in China ein Geschäft betreiben, auf dem nach Maos Gesetzen die Todesstrafe steht? Die Antwort ist verblüffend einfach: Er arbeitet für die rotchinesische Regierung.

Nach seinem Sieg über die nationalchinesischen Truppen führte Mao sofort die langversprochene Landreform durch. Jedes Stück Acker solle ausschließlich der Lebensmittelgewinnung dienen, und der Mohnanbau sei ab sofort verboten, hieß es in den neuen Gesetzen. Wer damals glaubte, Mao habe die ehrliche Absicht, die Rauschgiftgewinnung in China völlig zu unterbinden, der mußte sich bald eines Besseren belehren lassen. Kaum hatte Mao das Heft fest in der Hand, als bei den Bauern Kommissare erschienen, die ihnen befahlen, so und soviel Mohn je Hektar Land anzubauen und eine entsprechende Menge Rohopium abzuliefern.

Die Opiumperstellung war damit über Nacht zu einer staatlich geleiteten Großindustrie geworden. Eine lückenlose Organisation sorgt seitdem dafür, daß die gesamte Ernte kontrolliert werden kann. Jeder Bauer muß Buch



ER KENNT SICH AUS

in den Schlupfhöhlen der Bucht von Halong. Nur ein schmales Boot vermag es, sich zwischen den steilen Felsnadeln, die vor der französischen Kolonie im Nordwesten der Chinesischen See emporragen, hindurchzuwinden. Früher hausten hier die Piraten, heute die Schmuggler.

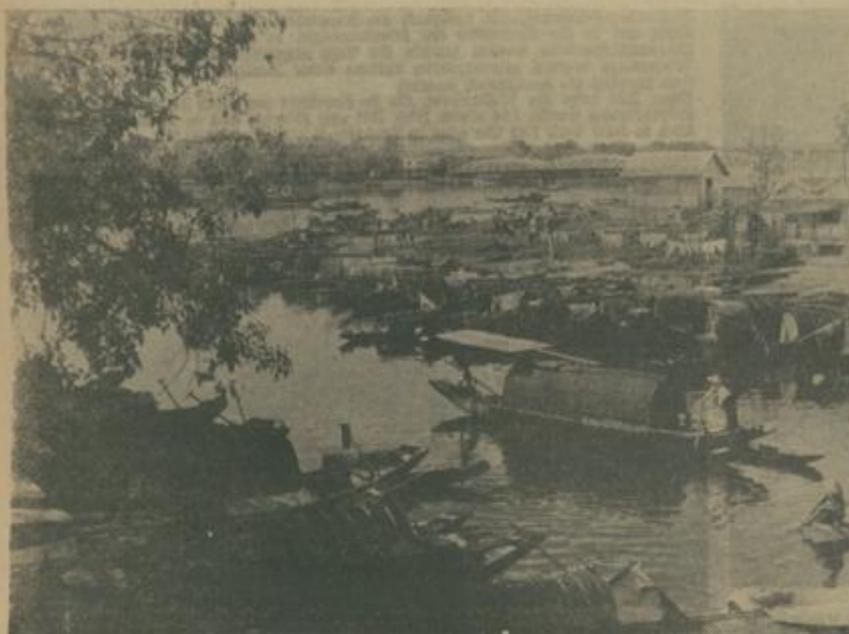
Anfangs sahen die zuständigen Behörden kaum den Ernst der Lage. In den Ländern des Fernen Osten ist der Rauschgiftgenuss ein vertrautes Übel, das zwar bekämpft wird, mit dem man sich aber doch bis zu einem gewissen Maße abgefunden hat. Erst als sich herausstellte, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl amerikanischer Soldaten süchtig geworden war, begann man, sich ernstlich Sorgen zu machen. Die Weltöffentlichkeit erfuhr davon zunächst nichts.

Als erster wagte Kardinal Spellman, das Problem öffentlich zu erörtern. Nach seinem



SCHMUGGLERBOOT AUF DEM SI-KIANG

Unvorstellbar ist es, was eine solche Chinesen-Dschunke alles in sich aufnehmen kann. Von den fernsten Landesteilen her bringen sie auch Rauschgift, meist in kleinen Mengen, in die Nähe der Küstenplätze, von wo die begehrte Ware oft nach Hongkong oder Halong geschmuggelt wird.



DIE DSCHUNKEN SIND SCHWER ZU ÜBERWACHEN

Wer wollte wohl die zahllosen Dschunken, die in den südkoreanischen und japanischen Häfen anlegen, genau auf ihre Ladung kontrollieren? Nur zu leicht entgehen einige Kilo, manchmal sogar Zentner Rauschgift den Augen der mit allen Schmuggler-Tricks vertrauten Beamten.

SIE KEHRTEN NIEMALS ZURÜCK

Meer, Eis und Urwald hüten ihre Geheimnisse

EIN TATSACHENBERICHT UM DIE VERSCHOLLENEN DES 20. JAHRHUNDERTS / VON HANS STEEN

Copyright Kanzlit, Lübeck, durch Moinzer Jilupress GmbH.

Das Ungeheuer vom Loch Ness
Berichte von einem seltsamen Lebewesen kommen im August 1933 aus Schottland. Zahlreiche Augenzeugen wollen im Loch Ness ein Ungeheuer, das der sagenhaften Seeschlange gleicht, beobachtet haben.

Was für ein Tier konnte es wohl sein? Da saßen am 22. September vormittags gegen 11 Uhr vier Damen auf dem Balkon des Cafés „Half-Way-House“ bei Altsight. Man blickte über den ruhigen See bei bester Sicht, als plötzlich alle vier Frauen zu gleicher Zeit einen schlangenartigen Kopf aus dem Wasser ragen sahen, der sich hin und her drehte. Das Fabelwesen begann schwimmartige Wellenbewegungen zu machen, wobei man zeitweilig zwei runde Buckel aus dem Wasser ragen sah. Fast eine Viertelstunde sah man zusammen mit dem herbeigerufenen Cafépersonal die seltsame Erscheinung, dann endlich tauchte das Wesen mit großem Geplätsch unter.

Die Londoner Zeitungen zögerten nun nicht mehr, ihren Lesern spaltenlange Berichte über das Geheimnis des Loch Ness vorzusetzen. Man nannte das seltsame Wesen manchmal eine Seeschlange, dann wieder ein Ungeheuer. Es dauerte nicht lange, bis aus allen nur denkbaren Kreisen Zuschriften kamen, daß man ähnliche Wahrnehmungen bereits auf fast allen Weltmeeren gemacht habe. In der „Times“ vom 4. 2. 1858 war das Logbuch der „Castilian“ nachgedruckt, deren Besatzung vor Sankt Helena ein ähnliches Tier gesichtet haben wollte. In der achtbaren Zeitschrift „Zoologist“ entdeckte man den Bericht von zwei Pfarrern, die im Mai 1873 am schottischen Loch Hourn ein gleiches Erlebnis gehabt hatten. Je mehr man in den alten Logbüchern und gar in den akten-

mäßig festgehaltenen Berichten an die Britische Admiralität blätterte, umso mehr Seeschlangen tauchten aus dem Archivstaub auf. Sogar die königliche Yacht „Osborne“ war an der Nordküste von Sizilien mit einem derartigen Ungeheuer zusammengestoßen. Oberleutnants und gar Fregattenkapitäne beschworen ihre Wahrnehmungen. Sie fügten gar Zeichnungen bei, die auf ein Haar denen gleichen, die man am Loch Ness gemacht hatte. Leuchtturmwärter auf Sandy Cape, Segler bei der Insel Skye, Vizeadmirale, Nasen- und Ohrenspezialisten auf Urlaub bekundeten ähnliche Erlebnisse. Da war es ein guter Gedanke der „Daily Mail“, den früheren deutschen Korvettenkapitän Freiherr von Forstner einzuladen, um als alter Marinefachmann die seltsamen Dinge am Loch Ness zu beobachten.

Die Londoner Zeitung wußte damals noch nicht, daß Forstner als Kommandant von U 23 am 30. Juli 1915 etwa 60 Seemeilen von Fastnet Rock nach der Versenkung des englischen Dampfers „Iberian“ ein Seungeheuer gesehen hatte, das durch eine Explosion des sinkenden Schiffes für Sekunden in die Luft geschleudert worden war. Ein Augenzeuge des Vorfalls lebt vielleicht heute noch in Groß-Ottersleben bei Magdeburg. Freiherr von Forstner, ein alter Seeschlangenjäger, hatte damals schon sehr viele Berichte über Meeresungeheuer gesammelt und berief sich vor allem auf das Zeugnis des Professors Pappenheim vom Berliner Museum für Naturkunde, der sehr wohl an noch unbekannte Tiefseebewohner gigantischen Ausmaßes glaubte. Bei Prah Sands, nicht weit von Santa Cruz, auf Henry Island in British-Kolumbien — überall hatte man an getriebene seltsame und unbekannte Tierreste gefunden, die die Vermutung aufkommen ließen, daß man es mit gigantischen Riesen einer unbekannt Art zu tun habe.

Ein plumper Körper und vier klobige Füße

Doch inzwischen tat sich auch am Loch Ness recht viel Neues. Just schien das Ungeheuer ein wenig an allgemeinem Interesse einzubüßen, als die immer noch lauernden Sonderberichterstatter der Zeitungen am 8. Januar 1934 eine tolle Sensation nach London melden konnten. Am Vortag gegen 1.30 Uhr war Herr A. Grant aus Edinburgh in der Nähe von Abriachan mit seinem Motorrad die Straße am Loch Ness entlanggefahren. Es war heller Mondschein. Schon näherte sich Mr. Grant dem Ort Polmailly, als er plötzlich auf der Nordseite der Fahrbahn einen schwarzen Gegenstand erblickte. Grant bremste und erkannte im gleichen Augenblick ein Lebewesen, das sich mit heftigen Bewegungen quer über die Chaussee zum See hinwuchtete. Dort angekommen, plantschte es in das Wasser und verschwand nach wenigen Sekunden.

Grant war wegen des fast taghellen Mondscheins in der Lage, eine ganz detaillierte Beschreibung des Tieres zu geben, das er gesehen hatte. „Es mag etwa acht Meter lang gewesen sein“, führte der Motorradfahrer später aus, „an einem langen Hals saß ein verhältnismäßig kleiner Kopf. Der Körper war plump, der lange Schwanz endete stumpf. Das Tier besaß vier klobige kurze Füße, die sich auch zum Schwimmen eigneten. Der Kopf ähnelte dem eines Aales, wenn er auch recht viel größer war. Die großen Augen waren hoch angesetzt. Die Bewegungen des Tieres waren recht unbeholfen. Es watschelte nach der Art der See-löwen über die Chaussee, wobei es den Rücken krümmte und so abwechselnd auf den Vorder- und Hinterbeinen ruhte.“

Schon wenige Stunden nach Grants Erlebnis traf aus Edinburgh eine fünfköpfige Kommission ein, die den Schauplatz des merkwürdigen Ereignisses eingehend untersuchte. Man fand noch eine fast 1 1/2 m breite Schleifspur und recht undeutliche seitliche Abdrücke von den Füßen des Ungeheuers. Grant ist bis auf den heutigen Tag der einzige Mensch geblieben, der das seltsame Lebewesen außerhalb seines eigentlichen Elements gesehen hat. Seine Aussagen wurden damals als zuverlässig angesehen. Später haben im Laufe des Jahres 1934 noch zahlreiche Augenzeugen ausführliche Berichte mit teilweise sehr guten Zeichnungen abgeben können. Howard Carson aus Jahore Bheru (Malaya) sah das Ungeheuer völlig unvorbereitet am 30. Januar querab von Dore schnell daherschwimmend. Kapitän z. S. F. E. Haselfoot entdeckte es am Südwestende des Sees fast 11 Monate später. Inzwischen waren auch verschiedene recht gute Photoaufnahmen von dem Ungeheuer gemacht worden. Sie stimmten im wesentlichen mit den früher angefertigten Zeichnungen überein.

Was hatte man nun wirklich beobachtet? In 118 Fällen war das angebliche Ungeheuer gesichtet worden. Waren alle diese Personen einer Massensuggestion zum Opfer gefallen? Da gab es Stimmen, die das angebliche Ungeheuer als ein im ersten Weltkrieg abgeschossenes Parseval-Luftschiff ansprachen. Ein Mann aus Bisdpool sprach von einer auffallenden Naturerscheinung und einer Widerspiegelung eines an Land befindlichen Gegenstandes. In Kiellinie schwimmende Seevögel, eine Otterfamilie, eine Schar von Tümmlern, Schildkröten, See-Elfenanten — alles mußte zur Erklärung der merkwürdigen Er-

scheinungen herhalten. A. Russel-Smith schrieb am 14. Oktober 1933 in der „Morning Post“: „Ich denke, daß niemand ernstlich die Überzeugung bekämpfen wird, daß der Loch Ness in früherer Zeit einmal mit dem Ozean in Verbindung gestanden hat. Ist es da so unwahrscheinlich, daß der eine oder andere maritime Saurier sich auch nach dem Abschluß des Sees weiter fortpflanzen?“ Sedgwick schrieb wenig später in seinem „Text Book of Zoology“, daß man es wohl mit einem Nachkommen des Plesiosaurus zu tun habe.



Dieses harmlose Walross mußte es sich sogar gefallen lassen, daß man es mit der sagenhaften „Seeschlange“ verwechselte.

Etwa zur gleichen Zeit, als diese letzten Veröffentlichungen erfolgten, am Nachmittag des 28. Februars 1934, fanden französische Fischer unweit der etwa 4 km westlich von Cherbourg gelegenen Ortschaft Querqueville am Strand einen Kadaver, der 7 1/2 Meter lang war, einen 90 cm langen Hals hatte und noch Reste von breiten Ruderslossen erkennen ließ. Der Kopf hatte kamelartige Form. Das Tier mußte schon längere Zeit tot im Wasser getrieben haben, denn es ging rasch in Verwesung über. Einige der Finder behaupteten, das seltsame Lebewesen vor einer Woche im Wasser schwimmend gesehen zu haben. Als endlich Zoologen aus Paris kamen, um den Fund zu untersuchen, war die Fäulnis schon so weit fortgeschritten, daß wenig mehr zu ermitteln war. Einige gute Fotos wurden schon vorher gemacht. Sie zeigen ein Tier, das dem „Ungeheuer“ vom Loch Ness sehr zu ähneln scheint.

Weder in Cherbourg noch in Schottland ist das Geheimnis der rätselhaften Tiere jemals gelöst worden. Wird es gelingen, durch Zufall noch Klarheit zu bekommen? Der englische Lt.-Commander R. T. Gould, der ein umfangreiches Werk über Seungeheuer schrieb, meint lakonisch: „Wait and see!“

Zwei Generäle verschwinden spurlos

„Herr Kommissar, draußen steht ein russischer Pope und möchte sie dringend sprechen!“

Kommissar Belin hat am 8. Mai 1940 andere Sorgen, als seltsame Besucher zu empfangen. Soeben hat das Pariser Innenministerium angerufen und befohlen, die wichtigsten Geheime für den Abtransport bereitzuhalten. Nach den letzten vertraulichen Informationen, die aber in der Tagespresse nicht erscheinen werden, haben die angreifenden deutschen Armeen nach der Erstürmung der wichtigsten Ports an der Nordgrenze bei Sedan einen so tiefen Durchbruch erzielt, daß für Frankreichs Hauptstadt das Schlimmste zu befürchten steht.

„Soll warten“, raunt Kommissar Belin von der Sureté Nationale hinter einem Aktenstoß hervor. Doch der Pope ist bereits eingetreten.

„Ich bitte um Entschuldigung, Sie zu dieser Zeit zu stören“, sagt der Mann mit dem langen schwarzen Bart und dem Andreaskreuz auf der Brust. „Sie werden mich nicht kennen. Ich komme aus Rennes und bin der Beichtvater der Plewitzkaja. Man hat sie zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt, weil sie an der Entführung des Generals Miller teilgenommen haben soll. Sie liegt im Sterben und hat mich gebeten, Sie zu benachrichtigen. Sie möchte ein letztes Geständnis vor Ihnen ablegen...“

Kommissar Belin geht in seinem Büro auf und ab. Vor ihm liegen mächtige Aktenpakete, die fortgeschafft werden sollen. In einem dieser Pakete wird auch der Fall Koutieppoff/Miller behandelt sein. Der Kommissar braucht das Aktenbündel nicht hervorzuholen. Er weiß noch genau, was vor genau zehn Jahren am 28. Januar 1930 begann, sieben Jahre später — am 21. Dezember 1937 — seine tragische Fortsetzung erfuhr, um nun vielleicht hinter den düsteren Mauern des Zentralgefängnisses von Rennes doch noch eine Aufklärung zu finden.

„Ich danke Ihnen für die Benachrichtigung“, sagt Kommissar Belin zum Pope. „Ich werde morgen früh zusammen mit Inspektor Bascou nach Rennes fahren!“

Als der Beamte des französischen Geheimdienstes allein ist, findet er keine Ruhe mehr, die Akten zu sortieren. Schatten treten in sein Büro. Kommissar Belin sieht sich am 26. Januar 1930 gegen 13 Uhr in das Haus Nr. 10 der Rue Rousselet gehen. Ein miserables Gebäude des XV. Arrondissements, in dessen zweitem Stock das Ehepaar Koutieppoff seit etwa zehn Jahren wohnt. Zwei belanglose Privatleute für die Außenstehenden. Doch für rund 40.000 emigrierte Weißrussen in Paris ein feststehender Begriff. Dieser Herr Koutieppoff, der ein völlig zurückgezogenes Privatleben zu führen scheint, ist in Wirklichkeit — was der Sureté längst bekannt ist — der Führer der russischen Emigration in ganz Frankreich. Er hat um 1920 die letzten Reste der Weißen Armee von der Krim und den Schwarzmeerküsten bis nach Gallipoli geführt. Hier hat man die Truppen aufgelöst und ist in alle Welt weitergewandert. Die nach-

Paris verschlagen wurden, nannten sich die „Alten von Gallipoli“ und trugen als Erkennungszeichen ein goldenes Abzeichen mit einem weißen Kreuz im Knopfloch.

Zwei Stunden, bevor Kommissar Belin in das Haus Nr. 10 der Rue Rousselet eintrat, war General Koutieppoff fortgegangen. Er hatte sich von seiner Frau mit den Worten verabschiedet: „Ich gehe zur Gallipoli-Versammlung. Gegen 13 Uhr werde ich zurück sein. Mach dir keine Sorgen!“

Doch Frau Koutieppoff hatte sich dennoch Sorgen gemacht. Ihr war berichtet worden, daß ihr Mann noch in der Rue Rousselet eine sehr lebhaft Unterhaltung mit den Insassen einer grauen Limousine gehabt hatte. Der eine der beiden Männer war ein Schutzmännchen gewesen, doch die zufälligen Passanten hatten beobachtet, daß er keine Nummer auf seinem Kragenrevers getragen hatte. In dem Auto sollte nach Zeugenaussagen eine sehr stattliche junge Dame gesessen haben. Nach längerem Disput hatten die beiden Männer den General in die Limousine hineingezwängt und waren dann in rascher Fahrt verschwunden.

Was war geschehen?

„Sie haben ihn entführt!“

Kommissar Belin fand eine in Tränen aufgelöste Frau, die immer wieder verzweifelt ausrief: „Sie haben ihn entführt und ermordet. Ich werde meinen Mann niemals wiedersehen!“ Jetzt — zehn Jahre später — wußte der Kommissar, daß die unglückliche Frau recht gehabt hatte. Niemand hatte den General und Führer der Pariser Weißrussen jemals wiedergesehen. Wo war er damals geblieben? Noch am gleichen Tage lichtete unvorhergesehen rasch der russische Frachter „Spartakus“ im Hafen von Le Havre die Anker und dampfte nach Leningrad ab. War der General auf dies Schiff geschafft worden? Die Polizei durchsuchte zahlreiche Villen und Sommerhäuser in der Nähe des Vorortes Meudon. Hier wohnten gelegentlich Mitglieder der sowjetrussischen Botschaft. Doch man fand keine Spur des anscheinend entführten Generals. In den Kreisen der russischen Emigranten war man sich inzwischen über die frühere Rolle des verschwundenen Koutieppoff nicht einig. Manche behaupteten, er habe ein doppeltes Spiel getrieben. Unter dem Vorwand, in der Sowjetunion eine Widerstandsbewegung aufzuziehen, sei er in Wirklichkeit nur bestrebt gewesen, diese Männer zu verraten. Die französische Polizei nahm diese Mutmaßungen zur Kenntnis. Sie kannte die russischen Emigranten zu gut, um diesen Gerüchten großen Wert beizumessen. Unter sich uneinig, aus Armut gegeneinander neidisch, war die Masse der Emigranten mit ihren Meinungen und Vermutungen nicht ernst zu nehmen. Doch Koutieppoff tauchte nicht wieder auf. Desgleichen nicht die geheimnisvolle Limousine, der falsche Schutzmännchen oder gar die stattliche Dame, die ihre Hand bei der Entführung im Spiel gehabt zu haben schien.

Es ging darum, General Skoblin zu verhaften

Nachfolger Koutieppoffs war inzwischen der 70-jährige ehemalige zaristische General Miller geworden. Ein Greis zwar, doch noch voll jugendlichem Temperament. Miller war durch das Schicksal seines Vorgängers gewarnt. Er hatte eine ständige Leibwache in seinem Hause dicht an den Champs Elyées. Als er am 21. Dezember 1937 um 12.15 Uhr sein Büro verließ, sagte er diesen Männern:

„Ich habe in etwa zehn Minuten hier ganz in der Nähe eine Verabredung. Ich bin dieser Leute nicht ganz sicher, doch ich gehe trotzdem. Hier auf meinem Schreibtisch liegt ein Briefumschlag. Sollte ich nicht zurückkommen, dann bitte ich, ihn zu öffnen. Aber ich bin höchstwahrscheinlich bereits gegen 16 Uhr wieder hier.“

Als Miller um 22 Uhr des gleichen Tages immer noch nicht wieder erschienen war, machte man das Couvert auf und las folgende schicksalsschwere Zellen:

„Ich habe mich um 12.25 Uhr an der Ecke der Rue Jasmin und der Rue Raffel mit dem General Skoblin verabredet, der mich bei dieser Gelegenheit mit einem Herrn Werner von der Deutschen Botschaft in Paris zusammenbringen möchte. Dazu kommt wahrscheinlich auch noch ein General Stromann, der zur deutschen Militärdelegation gehört. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man mich in einen Hinterhalt locken will. Ich hinterlasse deshalb diesen Brief, damit man weiß, mit wem ich mich traf.“

Wieder war es damals der Kommissar Belin, der mit der Aufklärung des mysteriösen Falles betraut wurde. Als um 22.15 Uhr die Sureté angerufen wurde, war Belin eine Viertelstunde später bereits über alle wichtigen Details informiert. Es ging darum, den weißrussischen General Skoblin, einen Kameraden Millers, so rasch als nur möglich zu verhaften. Das war merkwürdigerweise nicht einmal schwer. Als die Polizei an die Tür des Zimmers Nr. 18 im Hotel Pax, Avenue Victor Hugo, klopfte, öff-

nete Skoblin nach einer Weile. Bei ihm weilte die hübsche Sängerin Nadja Plewitzkaja. Skoblin wurde verhaftet, Belin begleitete ihn in die Rue Jasmin, wo inzwischen die Leibwache des verschwundenen Generals Miller vollständig versammelt war. Die Männer empfingen den angeblichen Verräter Skoblin nicht unbedingt freundlich. Für viele unter ihnen war dieser Mann seit langem verdächtig, obwohl er es gewesen war, der zwischen den Pariser Weißrussen und den in Berlin lebenden Emigranten unter Wassili Biskoupsky und Glasenapp, eine erste Fühlung zu gemeinsamen Aktionen angebahnt hatte. Miller und Biskoupsky hatten sich auf Veranlassung von Skoblin getroffen und es war so gut wie sicher, daß auch deutscherselts dabei hohe Funktionäre zugegen gewesen waren. Eine Besprechung also, die bei dem sowjetfeindlichen Kurs Hitlers die Regierung in Moskau zum mindesten sehr interessierte. War dieser Skoblin in Wirklichkeit ein Verräter? Kommissar Belin merkte bald, daß bei der Konfrontierung mit den Weißrussen nicht viel herauskam. Doch als man Skoblin, der bis dahin alles abgelehnt, den hinterlassenen Zettel von Miller vorhielt, wurde er bleich und schwieg beharrlich.

„Das Beste wird es sein“, meinte Belin zu Skoblin, „wenn Sie sich in das Polizeipräsidium begeben und das Weitere uns überlassen!“

„Das möchte ich auch vorschlagen“, antwortete Skoblin, der sich unter den erbitterten Weißrussen seines Lebens nicht mehr sicher war. Doch in dem Augenblick, als er die Straße betrat, stieß er den französischen Kommissar brüsk zurück, raste die nur schlecht erleuchtete Straße hinunter und war wie der Blitz spurlos verschwunden.

Als man den Fluchtweg Skoblins rekonstruierte, war er über alle Berge. Er hatte sich in Neuilly bei einem Freund Geld geliehen und war dann vermutlich nach Nordfrankreich mit einem Auto abgefahren.

(Fortsetzung folgt)

Auf Untereisfahrt hart am Tode vorbei

U-BOOT „BERRY“ NACH SECHS MONATEN WIEDER IN DER HEIMAT

Mit geheimer Order verließ vor gut einem halben Jahre das moderne britische U-Boot „Berry“ den Hafen von Plymouth, um sich zunächst in das antarktische Weddell-Meer zu begeben, wo der versiegelte Befehl geöffnet werden sollte, den Angehörigen der 54 Mann starken Besatzung wurde gesagt, es handele sich um eine Übungsfahrt, auf der meteorologische Messungen vorgenommen werden sollten. In Wirklichkeit hatten die fünf eingeweihten hohen Offiziere der britischen Admiralität „ein schlechtes Gewissen“, als sie diese Auskunft gaben. Um Eltern, Frauen, Bräuten und Verwandten der U-Boot-Offiziere und Marinesoldaten Sorgen zu ersparen, wurde ihnen bewußt vorenthalten, daß das U-Boot „Berry“ eine 250 Seemeilen lange Untereisfahrt vornehmen sollte.

Am Rande des 70. Grades südlicher Breite erbrach Kapitän Longouster befehlsgemäß das Siegel. Der Brief enthielt wissenschaftliche Anweisungen für Radarmessungen unter Wasser und „unter der mittels anliegender Karte näher bezeichneten bis zu 25 Meter mächtigen Eisfläche“. Ausgehend von einem Punkt vor Coats-Land war eine 250 Seemeilen lange Strecke in Richtung Westantarktis unter Eis zurückzulegen, womit auch die in Plymouth so zahlreich an Bord genommenen Sauerstoff-Flaschen eine Erklärung fanden.

U-Boot „Berry“ tauchte zu dieser ungewöhnlichen Untereisfahrt, während sich die Schiffsführung ganz auf die vom kartographischen Institut in London gelieferten Spezialangaben über die Mächtigkeit des schwimmenden Eises im Weddell-Meer verlassen mußte. Schon nach den ersten 30 Seemeilen Fahrt in einer Tiefe von etwa 80 Metern schritten erstmalig die Alarmglocken durch das Boot. Der Radarschirm registrierte einen Unterwasserberg mit einem Tiefgang von über 100 Metern. Mit Not

Kapitän Longouster fand sich mit der neuen Lage schmunzelnd ab und beauftragte seine junge Braut, die im Kriege Marinehelferin war, sich bei der Überwachung der Radargeräte nützlich zu machen.

Kurz vor Ende seiner Untereisfahrt kollidierte das U-Boot mit einem neuen Tiefen-Eisberg. Durch den Anprall wurde es emporgeschleudert und seine Steuerbordwand erheblich eingedrückt. Nur dem Umstand, daß an dieser Stelle bereits die Eisschicht zu Ende war und das U-Boot durch den Schleuderruck die Oberfläche erreichte, ist es zu verdanken, daß es Kurs auf England nehmen konnte; denn das Tiefenruder war blockiert. Nach der Rückkunft in Plymouth bezeichnete der Südpol-Forscher Prof. Murs diese erste gelungene „Antarktis-Unterquerung“ als das gewagteste Experiment der modernen Wissenschaft. Der heutigen Frau Longouster vergab der Kommandeur der U-Boot-Flotte das Vergehen gegen die Schiffsgesetze und die Angehörigen der Offiziere und Matrosen bekamen noch nachträglich einen Schreck, als sie von dem gefährlichen Unternehmen „Berry“ hörten.

Dies und das

Man hat Versuche mit Schwalben als Nachrichtenübermittler gemacht, weil sie kleiner sind und schneller fliegen als Briefftauben.

In St. Thomas in Westindien wurde vor Jahren eine Schildkröte gefangen, die 7 Fuß lang war, einen Umfang von 15 Fuß hatte und 1 000 kg wog.



DER KROEGEL IN ALT-BERLIN

In der Nähe des Molkenmarktes in Berlin befand sich der Krögel, der 1936 abgebrochen wurde. Es war eine lange düstere Gasse mit hohen, alten Häusern und winkligen Höfen, in die kein Sonnenstrahl drang.

Interessante Welt

Der nördlichste Punkt des asiatischen Festlandes ist das Kap Tscheluskien auf der sibirischen Jajmirbalbinsel. Der südlichste Punkt ist das Kap Buru auf der Halbinsel Malakka. Der östlichste Punkt ist das Kap Deschnew auf der sibirischen Tschuetschenhalbinsel, an der Beringstraße gelegen. Der westlichste Punkt ist das Kap Baba in Kleinasien.

Die größte Universität des Islams ist El-Asir, „die Blühende“, im arabischen Viertel von Kairo, der Hauptstadt Ägyptens, die man auch „die Perle der Weisheit“ nennt und „die Mutter der Koranlehrer“. Diese Hochburg orientalischer Gelehrsamkeit wurde vor mehr denn neunhundert Jahren von Gobar, dem „Erleuchteten“, gegründet, dessen Grabmal noch heute in einer Seitenhalle gezeigt wird.

und Mühe konnte der Gefahr eines Zusammenstoßes ausgewichen werden.

Gerade als das Forschungs-U-Boot etwa die Hälfte seiner Tauchfahrt unter der zwischen 15 und 25 Meter Stärke schwankenden Eisfläche zurückgelegt hatte, ereigneten sich gleich zwei Zwischenfälle auf einmal. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck. Das Licht ging aus und selbst die Notbeleuchtung erlosch. Durch das Sehrohr schoß Wasser ins Boot herab. An einer auf der Karte nicht angegebenen Stelle erreichte die Eisschicht über 50 Meter Mächtigkeit und riß dem Boot das Sehrohr ab. Infolge eines schnell beseitigten Fehlers an der Radaranlage wurde die unvorhergesehene Veränderung nicht registriert. Als Kapitän Longouster den Befehl zur langsamen Weiterfahrt erteilte, kam der Bordingenieur zu ihm: „Kapitän“, sagte er, „in der Ersatzkammer, wo ich die Montage eines Ersatzsehrohres veranlassen wollte, befindet sich eine Frau, die sich in England an Bord geschmuggelt haben muß.“

Ärgerlich ging Longouster in die Kammer, um die blinde Passagierin zu vernehmen. Als er die Frau zu Gesicht bekam, mußte er sich an die Bootswand stützen. Die Verblüffung verschlug ihm die Sprache: Hier 80 Meter unter dem Weddell-Meer, am Rande der Antarktis, stand ihm seine angehende Frau Mary Trowell gegenüber. „Ich habe geahnt, daß mit Deiner weiten Fahrt etwas nicht stimmt“, schluchzte sie. „Ich bin einfach ausgedrückt! Der Schiffskoch hat mich verborgen.“



HIER IST „AMERIKAS LETZTE GRENZE“

Als „Amerikas letzte Grenze“ bezeichnen die Einwohner von USA ihren entlegensten Naturschutzpark, den hoch oben in Alaska befindlichen Mount McKinley National Park. Wegen seines Reichtums an Wild und seiner unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten wurde die malerische Gegend um den Mount McKinley im Jahr 1917 zum Naturschutzpark bestimmt.



ALTE WINDMÜHLE AN DER ERFT

Das Land an der Erft, besonders auch das Gebiet um Hülchrath, ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Manche Kriege sind über die Bruchlandschaft hinweggebraust und hinterließen hier und da ihre Spuren. Doch die Natur hüllte immer wieder ihren grünen Mantel über die Wunden. Früher klapperten außer den Windmühlen auch manche alte Wassermühlen ihr geschäftiges Lied. Meistens waren diese Bauernmühlen von den Landesherrschäften erbaut. Der durch ein Wehr gestaute Fluß trieb mit viel Lärm und Getöse das bemooste Rad. Fruchtbare Wiesen begleiteten den Lauf der Erft. Entwässerungsgräben machten aus einem Teil des Bruches wieder brauchbares Land, das mit Pappeln und Eschen bestanden ist. Ein Besuch der alten Schlösser des Erftlandes mit ihren Wällen und Befestigungen bringt dem Freund aller Geschichte manche Wissensbereicherung.

El Veija ist an 2200 Pfählen angebunden

DER FEUCHTESTE WINKEL DER ERDE UND SEINE PROBLEME

Das Klima an der Laguna de Maracaibo in Venezuela rechnet mit zu den feuchtheißesten der Erde. Gleichzeitig fallen hier unvorstellbare Niederschlagsmengen. Es regnet Wochen, manchmal sogar Monate lang, indem es ununterbrochen förmlich gießt. Deshalb ist auch die Gegend nur dünn und an hoch gelegenen Stellen besiedelt. Einige Ortschaften, wie z. B. El Veija, haben aber doch im Tal Fuß gefaßt und sind mit den auftauchenden Problemen nach eigener Art fertig geworden.

Die Begründer El Veijas legten sozusagen ein Holzfundament aus floßartig miteinander verbundenen Baumstämmen. Auf dieser Grundlage entstanden dann die mit Winkeln und Pföcken mit dem Untergrund verbundenen Holzhäuser. El Veija wuchs bis zur Größe einer kleinen Stadt von 9 500 Einwohnern. Jedesmal, wenn ein neues Bauvorhaben zur Ausführung kam, mußte zunächst ein Antrag auf „Fundamentsanschluß“ gestellt werden. Das heißt, auf Beschluß der venezolanischen Stadtväter wurde dann die Floßgrundlage erweitert, so daß heute der ganze respektable Ort, in dem es keine Steinbauten gibt, nach einer findigen Planung sogar mathematisch, gleichgewichtsmäßig ausgelastet auf einer schwimmenden Pfahlkonstruktion ruht.

Gerade in diesen Wochen rüsten sich die Venezianer auf eine neue Regenzeit. Die ersten tropischen Gewitter sind herniedergeprasselt, abgelöst von dem dort bekannten Stundenregen, der bald der eigentlichen Regenzeit Platz macht. Bürgervorsteher Almaco Naccias fuhr eines Nachts durch das Schütteln und Rütteln seines Hauses aus dem Schlafe, und er wußte, die Wassermassen in der Umgebung ließen den Ort erstmalig in diesem Jahre wieder hin und her gleiten.

Natürlich reicht selbst der tropische Dauerregen bei einer Durchschnittsniederschlagsmenge von über 400 cm nicht aus, um einen aus mehreren tausend Holzbauten bestehenden Ort einfach schwimmen zu lassen. Aber die Regenzeit bewirkt erst die Überschwemmungen der Laguna de Maracaibo, deren Wasser sich 5 Monate im Jahr mehr als 100 Kilometer landeinwärts bewegen und selbst in entfernten Dschungelgebieten 1,5 Meter hoch stehen.

Das Rütteln, welches Bürgervorsteher Naccias an seinem Holzhaus verspürte leitete eine der Schwimmzeiten Veijas ein. Dann steigt das Wasser in der Umgebung unter dem anhaltenden Regen und durch die Laguna bis zu 4 Meter hoch. Der ganze Ort verläßt mitsamt dem Fundament den sicheren Platz auf der Erde und schwimmt nach nur 8 bis 10 Tagen mit allen Häusern und Bauten wie ein riesiges Stadtfloß mitten in dem Tal.

In einer solchen Zeit kennen die Einwohner nur eine Hauptpflicht, zu verhindern, daß Veija sich nicht von den 2200 Pfählen, an die es angebunden ist, losreißt. Wäre die Holzorttschaft auf dem Fluß nicht förmlich angebunden, würde sie längst davon geschwommen und entweder auf die Laguna hinausgetrieben oder irgendwo an den großen Urwaldbäumen des nahen Dschungels zerschellt sein.

Der schwimmende Ort besitzt auch einen Bahnhof, aber er ist nur zusammen etwa ein halbes Jahr in Betrieb. Sobald Veija seine feste Lage auf der Erde verläßt, bleiben die beiden Schienenstränge unter dem Wasser liegen, während sich die Stationsgebäude mit erheben und auf „Schwimmtour“ gehen.

In der letzten Regenzeit riß sich ein Haus am Rande der Ortschaft mit einem Teil des Stadtstoßes los und trieb in den Urwald. Hier mußte der Besitzer 7 Wochen ausharren, ehe er festen Boden unter die Füße bekam und ohne Furcht vor Krokodilen nach Veija zurückkehren und dort von seiner unfreiwilligen 12-Kilometer-Reise berichten konnte.

Die pfeifenden Indianer Mittelamerikas

PRIMITIVE SIGNALE ERMÖGLICHEN BESTE VERSTÄNDIGUNG

Ein erschütterndes Bild der Vergänglichkeit und vom Niedergang ganzer Völkerschaften, wie es krasser wohl nur selten zutage tritt, gibt das Schicksal der Mosquito-Indianer Mittelamerikas. Sie, die noch vor wenigen Jahrhunderten eine tapfere Kriegerrasse, ein gefährlicher Gegner der spanischen Konquistadoren waren, zeigen sich heute scheu.

Elende Hütten sind ihre Heimstätten. Auf dem Boden, der eine Keimstätte aller Krankheiten ist, kauern Kinder, die kaum menschlichen Wesen ähneln. Von Bambusgestellen, die sich quer durch das Innere der Hütten hinziehen, hängen faulende Bananenbüschel herab. Sie sind in unreifem Zustand eines der Hauptnahrungsmittel der Mosquito-Indianer; mit einer zähen Pflanzensubstanz werden sie auch zu einem krankheitsregenden Gericht

zusammengemacht. Diese elende Ernährungsweise trägt die Hauptschuld an dem traurigen Gesundheitszustand. Viele Kinder, die schon längst aufrecht gehen müßten, können nur wenige Schritte weit auf dem Boden herumkriechen. Fast alle Indianer hier leiden an schlimmen Augenkrankheiten.

Merkwürdig ist die Tatsache, daß bei diesen Stämmen eine Art Pfeifensprache heimisch ist. Wenn eine Indianerfamilie auf ihrer Wanderung — denn es handelt sich bei den Mosquito-Stämmen um eine Nomadenbevölkerung — in ihrem Kanu durch ein Dorf kommt, so verständigt sie sich mit den Leuten am Ufer durch den Austausch von Pfeifensignalen. Auf diese Weise werden an die Einheimischen Fragen gerichtet, die jene in der gleichen Sprache beantworten.



DIE MALERISCHE BURG DER PORTUGIESISCHEN STADT PALMIERA

Südportugal ist das Land der burggekrönten Städte. In den engen Straßen finden sich viele historische, kunstvolle Bauwerke, die mit gotischen Portalen und Fenstern reich verziert sind. Graue Stadtmauern mit Wacht- und Ausgucktürmen säumen meist die mittelalterliche Siedlung ein. Vor den Toren dehnen sich dunkel schimmernde Olivenhaine und Fruchtplantagen.

VORWIEGEND HEITER

„Unsinn Majestät, Sie sitzen doch drauf!“

Anekdoten von gekrönten Häuptern

Merkwürdig, daß Fürstlichkeiten in ihrer Nähe sich oft recht grobe Männer gehalten haben. Wahrscheinlich setzten sie, von allzuviel Liebedienerei abgestoßen, Grobheit mit Ehrlichkeit und Treue gleich. Die britische Königin Victoria (1838 bis 1901) hatte als Leibkutscher einen Schotten namens John Brown. Dieser wußte, daß er sich fleißig benehmen mußte, um der Herrscherin zu gefallen, und so hat er sich in dieser Beziehung wirklich viel herausgenommen.

Einmal bestieg Victoria, die eben die Herzogin von Connaught besucht hatte, ihren Wagen, um in ihr Schloß zu fahren. Eben zogen die Pferde an, da rief die Königin dem Kutscher zu, er möchte noch einmal halten, sie hätte ihren Schal vergessen.

Da polterte Brown los, während er mit dem Peitschenstiel in die betreffende Richtung deutete:

„Unsinn, Majestät, Sie sitzen doch drauf! Nächstens werden Sie noch Ihren Kopf vergessen und sich auch draufsetzen.“

Der Gewährsmann berichtet, daß die mächtige Herrscherin bei diesen fleißigen Worten nur geseufzt habe:

„Ja, ja, ich bin ein schwaches Weib.“

In geheimer Mission

Im Herbst 1898 unternahm Kaiser Wilhelm II. mit zahlreichem Gefolge eine Fahrt nach dem Heiligen Lande. Kurz vorher waren in Berlin Gerüchte laut geworden, daß im Orient auf

den Herrscher ein Attentat geplant wäre. Der Minister des Innern selbst schrieb darauf der Majestät, daß er den Berliner Polizeipräsidenten beauftragt habe, einen „ganz besonders ge-



„In der Zeitung steht, daß in der Woche nur 40 Stunden gearbeitet werden sollen. Als ich jung war, haben wir am Tage 49 Stunden gearbeitet, ohne daß es uns geschadet hat!“

(Mexiko)

wiegten und geschickten Geheimpolizisten“ hinterherzusehen, um die Person des Kaisers zu überwachen.

Als die hohe Gesellschaft auf dem Wege zwischen Haifa und Jerusalem dem freien Himmel Rast machte, um eine kleine Mahlzeit einzunehmen, herrschte sofort ringsherum ein dichtes Gewimmel der einheimischen Bevölkerung. Als man eben mit dem Essen beginnen wollte, nahte plötzlich mit energischen Schritten ein gut angezogener Europäer. Er trug ein Monokel, und auf der Brust leuchtete ein Eisernes Kreuz.

Ein Marsch zur Erheiterung der Matrosen

Haydn aber war verzweifelt

Als Haydn in London war, kam eines Morgens ein englischer Kapitän zu ihm und fragte: „Sind Sie Herr Haydn?“ — „Jawohl, der erlaube ich mir zu sein!“

„Sagen Sie mal, können Sie mir einen Marsch zur Erheiterung meiner Matrosen komponieren? Ich zahle Ihnen neunundzwanzig Guineen für Ihre Mühewaltung, doch muß ich ihn noch bis zum heutigen Abend abgeliefert bekommen, weil ich nämlich morgen schon nach Mexiko abfahren muß.“

Haydn versprach, ihn zu beschaffen. Haydn setzte sich nach dem Fortgang des Kapitäns sogleich an sein Klavier und komponierte nach Herzenslust darauf los. Schon in einer Stunde hatte er den Marsch aufs Papier gebracht. Er hielt aber eine so große Summe für zu hoch, und in seiner Gewissenhaftigkeit komponierte

er noch einen weiteren Marsch dazu, denn er dachte sich, daß dem Kapitän vielleicht auch der erste nicht zusagen könnte.

Der Kapitän erschien aber wider Erwarten erst am nächsten Morgen in aller Frühe, und schien es sehr eilig zu haben. „Wo ist mein Marsch?“, fragte er Haydn.

„Hier, mein Herr!“

„Spielen Sie ihn mir bitte geschwind vor, denn ich habe keine überflüssige Zeit!“ Haydn setzte sich ans Klavier und spielte.

Der Kapitän zog seine Geldbörse hervor, zählte Haydn neunundzwanzig Guineen auf den Tisch, nahm seine Noten unter den Arm und verschwand mit Windeseile. Haydn wußte gar nicht, wie ihm geschah, er eilte wie ein Wilder zur Treppe und rief dem davoneilenden Kapitän nach: „Ich habe ja noch einen anderen Marsch für Sie komponiert, und ich glaube fast, daß dieser noch geeigneter für Sie wäre, so nehmen Sie ihn doch bitte auch noch hin als Ihnen gehörig.“

„Alle Wetter noch einmal, ein Marsch genügt mir vollkommen!“, brüllte der Kapitän zurück und lief weiter.

„So nehmen Sie ihn doch hin, ich will ihn Ihnen ja doch nur als Zugabe schenken“, schrie Haydn ihm aus ehrlicher Brust mit seiner lautesten Stimme nach. Der Kapitän aber wollte nichts mehr wissen, schlug die Haustür zu und ging auf sein Schiff zurück.

Haydn in seiner Gewissennot ging auf die Börse und erkundigte sich nach der Abfahrt des nächsten Dampfers nach Mexiko, rollte seinen Marsch zusammen und schickte ihn mit einem sehr höflichen Brief an den Kapitän.

Schon wenige Tage später kam die Zusage ungeöffnet an Haydn zurück. Darauf geriet der allzu bescheidene und rechtliche Musiker in solche Verlegenheit, daß er den Marsch nahm und in tausend kleine Fetzen zerriß, um seiner verzweifeltten Seele Ruhe zu schaffen.

Therese

„Adolar, wenn man andere Männer sieht, könnte man die Wut kriegen, die heben ihre Frauen bis in den siebenten Himmel!“

„Das würde ich auch tun, liebe Therese, wenn ich bestimmt wüßte, daß du auch oben bleibst.“

Lächerliche Kleinigkeiten

Sparsamkeit

„Alice, das geht so nicht weiter, wir müssen unsern Haushalt einschränken.“

„Ich verstehe dich gar nicht, ich kaufe doch nur stets das Billigste und Notwendigste.“

„Das Auto, das du dir gestern gekauft hast, hältst du auch für notwendig?“

„Das habe ich mir doch von meinem Taschengeld erspart.“

Der Vorzug

Sohn: „Papa, wozu rätst du mir, soll ich Ohrenarzt werden oder Zahnarzt?“

Vater: „Natürlich Zahnarzt, denn bedenke, ein Mensch hat nur zwei Ohren, aber zweiunddreißig Zähne!“

Ideal

Man spricht in einer Gesellschaft davon, daß das Ehepaar Ria und George am Hochzeitstage vereinbart habe, sich nie zu zanken. Sollte einer von ihnen mal in Aufregung geraten, so müsse der andere ... schweigen.

„Wundervoll! Das muß ja eine ideale Ehe sein!“ schwärmt Alfred.

„Hm“, sagt Heinz, „wie man's nimmt. Seit drei Jahren schweigt George.“



„Nimm doch lieber die Säge, Onkel, dann bekommst du das Ding schneller durch!“

(Holland)



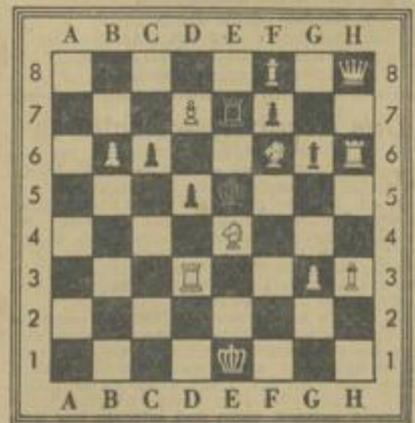
„Ich habe gehört, daß du in einem Schönheitssalon angestellt bist. Wieviel schöne Frauen siehst du da täglich?“

„Da irrst du dich aber sehr! Seit wann gehen schöne Frauen in einen Schönheitssalon?“

(Argentinien)

Harte Nüsse

Schachaufgabe



J. R. Neukomm

Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: Weiß: Ke1, Dh8, Td3, Th6, Lf8, Lh3, Se4, Sf6, b6, d7, g3. — Schwarz: Ke5, Te7, Lg6, c6, d5, f7.

Kapselrätsel

Turandot — Zimmermann — Fagott — Lorelei — Kleopatra — Rienzi — Sakuntala — Obersteiger — Postillon

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, eine Oper von Verdi.

Erdkundliches Silbenrätsel

a — an — be — ben — bo — da — den — der — der — di — dus — e — e — en — ga — gern — har — heim — ho — in — ki — lau — lei — matt — me — na — ni — o — pi — ran — rus — sa — sän — sam — sar — see — see — si — te — tha — the — then — tis — war — wich

Aus vorstehenden 45 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Th. Körner ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. französische Kolonie in Afrika, 2. bekannter Ort am St. Gotthard, 3. Strom in Afrika, 4. Nebenfluß der Oder, 5. griechische Landschaft, 6. Strom in Südasien, 7. süddeutsches Gewässer, 8. Insel im Mittelmeer, 9. Stadt in Nordafrika, 10. Nebenfluß der Donau, 11. Weinstock in Rheinhesen, 12. Berg in der Nordostschweiz, 13. Gewässer in Oberbayern, 14. Nebenfluß der Fulda, 15. englische Hafenstadt, 16. Stadt in Japan, 17. europäische Hauptstadt.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ber — bo — brük — cam — chiem — di — di — dig — e — e — e — en — eth — fant — fo — gie — go — grin — in — in — in — ke — ke — ke — kus — la — la — le — li — li — lin — lo — lo — lo — ma — ma — mou — na — ne — ne — net — ni — ni — no — o — pa — per — pos — ra — rat — re — reu — ri — se — se — see — sels — si — so — su — sum — tät — te — len — the — thurn — un — ve — we — zing, sollen 24 Wörter gebildet werden. Ihre ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Zweizeiler (ch = ein Buchstabe).

Bedeutung der Wörter: 1. Stadtteil von Wien, 2. südamerikan. Hauptstadt, 3. Kröte, 4. Machwerk, 5. freistehender Glockenturm, 6. berühmter Astronom, 7. Inselgruppe vor Norwegen, 8. blauer Farbstoff, 9. bayr. Gewässer, 10. Heilmittel, 11. Schweizer Kanton, 12. Leitgedanke, 13. Opernkomponist, 14. Gedächtnishilfe, 15. Apfelsorte, 16. Sinnesorgan, 17. asiat. Staat, 18. Dickhäuter, 19. ital. Stadt, 20. Völkerkunde, 21. Fischereigerät, 22. Kraftwagen, 23. Pelzart, 24. Seltenheit.

Kopfwechsellrätsel

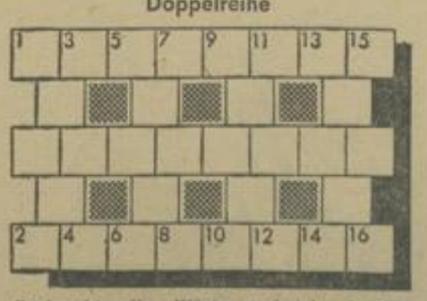
Beil — Eid — Kran — Bier — Kiel — Aal — Eger — Weile — Tuba

Bei jedem der vorstehenden Wörter ist der erste Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält. Die neuen Buchstaben nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen deutschen Dichter.

Mit und ohne „ig“

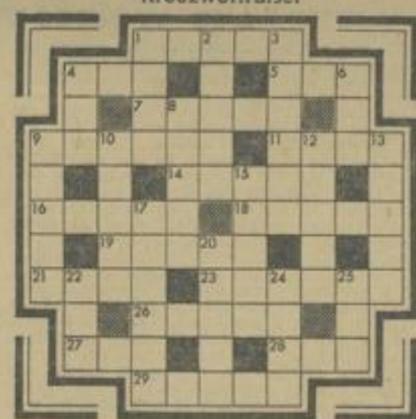
Das Wort bedeutet: „Kürzlich aufgekommen“. Wird ihm ig am Ende fortgenommen, Besagt der Rest — ich bitte nachzudenken — Von rückwärts: „Unbedingten Glauben [schenken]“.

Doppelreihe



Senkrecht sollen Wörter nächstehender Bedeutung eingetragen werden, und zwar so, daß jeweils zwei nebeneinanderstehende Reihen den zweiten und vierten Buchstaben gemeinsam haben. Nach richtiger Lösung nennen die zweite und vierte Waagerechte je ein Haustier. Bedeutung der Wörter: 1-2 ethischer Begriff, 3-4 Zahl, 5-6 Männername, 7-8 Staat in Nordindien, 9-10 Aneinanderfolge von Zahlen, 11-12 Fluß d. griech. Unterwelt, 13-14 Haarfarbe, 15-16 Leuchten.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Nähutensil, 4. flüssiges Fett, 5. Tierkadaver, 7. Zusammenschluß, 9. Luftklappe, 11. Minderwertiges, 14. Aalgabel, 16. Unternehmerring, 18. Blume, 19. Bergpfad, 21. Blume, 23. Irrtum, 26. Kinderfigur, 27. Hinweis, 28. geistesgestört, 29. Metall.

Senkrecht: 1. Gezeit, 2. geistlose Einübung, 3. Stadt in Frankreich, 4. Festgedicht, 6. Weichselanfluß, 8. Fehlos, 9. Verwandter, 10. Stadt am Rhein, 12. sagenhafter Führer der Briten, 13. Mädchenname, 15. Mineral, 17. wasserarme Grasene, 20. kleines Raubtier, 22. Himmelsrichtung, 24. Qual, 25. Zeltmesser.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ba — bal — cae — de — die — du — duk — e — e — e — ell — fe — gen — go — gra — hel — i — in — la — la — land — leigh — li — li — lin — mit — mund — na — ne — ni — nit — ok — on — pis — ra — ra — raub — re — re — rew — rhap — sa — sar —

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Silbenrätsel: 1. Geige, 2. Essig, 3. Rate, 4. Arabeske, 5. Dauthendey, 6. Elche, 7. Dahlie, 8. Atem, 9. Seide, 10. Genua, 11. Eremit, 12. Gangster, 13. Erato, 14. Nichte, 15. Tahiti, 16. Epaminondas, 17. Ichnumon, 18. Lambarene, 19. Taube, 20. Unna, 21. Negation, — Gerade das Gegenteil tun, ist auch eine Nachahmung!

Schachbretträtsel: 1. Jungfrau, 2. Reaktion, 3. Amazonas, 4. Karneval, 5. Botokude, 6. Quartett, 7. Finnland, 8. Duplikat. — Jean Kent

Schachaufgabe: 1. Tf5-f1. Läufer beliebig, 2. Tf1-a1 matt. L-a4, 3. Tal-a2!, b3 X Ta2, 4. b2-b4 matt.

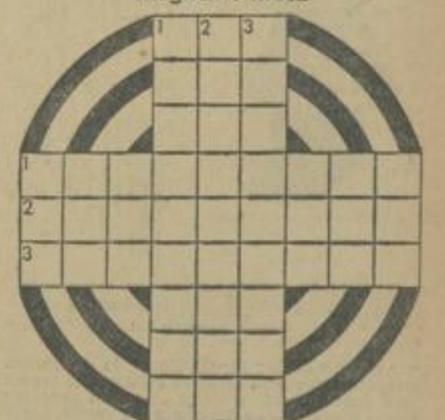
Kreuzworträtsel. Waagrecht: 4. Po, 5. Philatelle, 9. Go, 10. Arm, 11. Uri, 12. Re, 15. Nest, 16. Pomp, 18. Ob, 19. Eta, 20. Ney, 21. Öl, 24. Evangelist, 27. UN. — Senkrecht: 1. Rp, 2. Alm, 3. le, 4. Petropolis, 6. Hugenotten, 7. Tara, 8. Lb., 13. Ase, 14. Bon, 17. Berg, 22. Ra, 23. Eli, 25. Nu, 28. Tb.

Was ist das?: 1. b — 2. c — 3. c.

so — tar — tar — tsat — tett — ti — to — tro — tu — tuf — ur — wil — zac — zan — zu, sollen 21 Wörter gebildet werden. Ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Hebel.

Bedeutung der Wörter: 1. Zweikampf, 2. Behälter, 3. musikalische Form, 4. juristischer Begriff, 5. Einsiedler, 6. Weichselanfluß, 7. Salzbergwerk, 8. röm. Feldherr, 9. Insel in der deutschen Bucht, 10. engl. Dichter, 11. Einleitung eines Tonstücks, 12. deutscher Filmkomiker, 13. Halbedelstein, 14. franz. Romancier, 15. engl. Seefahrer, 16. feine Bildung, 17. Urwaldheld des Films, 18. Titelheld eines Lustspiels v. Molière, 19. Tonstück, 20. Gesteinsart, 21. Muse.

Magisches Kreuz



Es sollen in die Figur Wörter eingetragen werden, die waagrecht wie senkrecht gleich lauten und folgende Bedeutung haben: 1. Teil der Mathematik, 2. Fahnenflüchtiger, 3. Hauptstadt von Baden-Württemberg.

Silbenrätsel: 1. Diele, 2. Innung, 3. Eritrea, 4. Lachgas, 5. Estland, 6. Ural, 7. Tarif, 8. Engagement, 9. Sauna, 10. Tumult, 11. Reeder, 12. Ernestine, 13. Interlaken, 14. Trilok, 15. Edelweiß, 16. Narbe, 17. Niete, 18. Urne, 19. Rektor, 20. Wyoming, 21. Eleganz, 22. Innozenz, 23. Lunte, 24. Seeland, 25. Innsbruck. — Die Leute streiten nur, weil sie nicht argumentieren können!

Im siebten Himmel: 1. d — 2. c — 3. g — 4. e — 5. i — 6. k — 7. b — 8. a — 9. f — 10. h.

Vorname genügt: 1. Metall, 2. Kurtisanne, 3. Hanslick, 4. Maxime, 5. Leopard, 6. Klausur, 7. Loreto, 8. Frankatur, 9. Ingenieur, 10. Franzensbad, 11. Theorem. — Lilliputianer.

Füllrätsel: 1-2: Tomate, 1-9: Triest, 1-6: Tinte, 2-3: Egmont, 2-7: Elomi, 3-8: Trend, 3-12: Taille, 4-5: Novelle, 4-10: Negligé, 5-17: Ecuador, 6-8: Eid, 6-13: Eis, 8-15: der, 9-10: Talmi, 9-15: Taifun, 11-12: Enare, 12-20: Eisack, 13-15: Sir, 13-18: Stein, 14-19: Irene, 15-20: Rurik, 16-17: Eckener, 18-19: Nomade, 19-20: Erotik.